Nachtseiten der Gesellschaft.

Eine Gallerie merkwürdiger

Verbrechen und Rechtsfälle.

Herausgegeben

von

Dr. A. Diezmann, Dr. W. Jordan

und

Dr. L. Meyer.

Siebenter Theil.

Dritte Auflage.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1851.

Die Gräfin von Saint Géran.

An einem heißen Sommertage des Jahres 1659 ritt um die Mittagszeit ein Trupp Reiter in ein kleines Dorf der Auvergne hinein. Die Landleute liefen zusammen und erkannten den Anführer der Straßenpolizei mit seinen Leuten. Der Tag war heiß, die Pferde daher mit Schaum bedeckt und die Reiter ganz bestäubt; sie schienen von irgend einer wichtigen Unternehmung zurückzukommen. Einer trennte sich von dem Trupp, ritt an eine alte Frau heran, welche neugierig vor der Thür ihres Hauses stand, und fragte, ob es hier keine Herberge gäbe. Die Frau und einige Kinder, die bei ihr waren, zeigten ihm einen Buchsbaumzweig, der am Ende der einzigen Straße des Dorfes über einer Thür hing, und sogleich folgte der ganze Trupp ihrer Weisung.

Jetzt erst bemerkte man mitten unter den Reitern einen jungen, reich gekleideten und wohl aussehenden Mann, welcher ein Gefangener der Truppe zu sein schien. Diese Entdeckung mehrte die allgemeine Neugierde, und die Bauern folgten den Reitern bis an die Thür der Schenke.

Der Wirth trat hervor, seine Mütze in der Hand, und fragte nach den Befehlen der unerwarteten Gäste. Der Anführer fragte ihn in befehlshaberischem Tone, ob sein Nest groß genug sei, ihn mit sammt seinen Leuten und Pferden zu beherbergen. Natürlich antwortete der Wirth, Niemand könne den Leuten des Königs

besseren Wein vorsetzen, als er, und in der Nachbarschaft würde sich schon genug Stroh und Futter für die Pferde auftreiben lassen. Der Anführer hörte diese Versicherungen mit einigem Mißtrauen an, gab die zu treffenden Anordnungen und stieg vom Pferde, wobei er über seine Müdigkeit und die verdammte Hitze fluchte. Die andern Reiter drängten sich um den jungen Mann; einer hielt ihm den Steigbügel und der Anführer ließ ihn höflich zuerst in die Thür des Gasthauses eintreten. Jetzt zweifelten die Dorfbewohner nicht länger daran, daß er ein Gefangener von Wichtigkeit sei, und ließen ihren Vermuthungen freien Spielraum. Die Männer meinten, es müsse hier wohl ein schweres Verbrechen im Spiele sein, daß man einen so vornehmen jungen Herrn zu verhaften gewagt; die Frauen dagegen sagten, es sei unmöglich, daß er mit diesem schönen unschuldsvollen Gesicht ein Verbrecher wäre.

In der Herberge war Alles in Aufruhr; die Kellner liefen bald auf den Speicher, bald in den Keller, der Wirth fluchte und schickte die Mägde bei seinen Nachbarn umher, und die Wirthin schalt ihre Tochter aus, welche wie festgebannt vor der Glasthür eines Saales stand und nach dem schönen jungen Mann schielte.

In dem Hauptzimmer der Schenke standen zwei Tische; an den einen setzte sich der Anführer, den andern überließ er den Soldaten, die abwechselnd auf den Hof gingen, um für ihre Pferde zu sorgen, die dort in einer Scheuer untergebracht waren; dann wies er dem Gefangenen einen Sessel sich gegenüber und klopfte mit seinem großen Rohrstock laut auf den Tisch.

„Ist das eine Hitze!“ stöhnte er vor Ermattung und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht; „verzeihen Sie nur, Herr Marquis, daß ich Ihnen nur schlechten Wein vorsetzen kann.“

Der junge Mann lächelte freundlich. „Was den Wein betrifft, Herr Profoß,“ sagte er, „so mag das hingehen; aber das kann ich nicht leugnen, daß jeder Aufenthalt mir höchst ungelegen kommt, so angenehm Ihre werthe Gesellschaft auch ist. Ich möchte gern,

daß diese lächerliche Lage, in der ich mich befinde, bald ein Ende hätte, und wäre am Liebsten schon am Ziel, um auf der Stelle ins Reine zu kommen."

Die Tochter des Hauses stand mit einem zinnernen Kruge, den sie eben geholt, vor dem Tisch; bei diesen Worten sah sie den Gefangenen mit einem Blick an, welcher zu sagen schien: ich hab's mir gleich gedacht, daß er unschuldig ist.

„Aber," sagte der Marquis, das Glas an die Lippen setzend, „dieser Wein ist gar nicht so schlecht, als Sie denken, Herr Profoß."

Dann wandte er sich zu dem jungen Mädchen, welches nach seinen Handschuhen und nach seinem Halskragen schielte.

„Auf Deine Gesundheit, mein schönes Kind!"

„Nun," sagte der Profoß, etwas verwundert über dies ungezwungene, leichte Wesen des Gefangenen, „so werde ich Sie wohl bitten müssen, mit diesem Nachtquartier vorlieb zu nehmen."

„Wie?" sagte der Marquis, „wir sollen hier die Nacht bleiben?"

„Bedenken Sie, Herr Marquis," sagte der Profoß, „wir haben noch sechzehn gehörige Stunden zu machen; unsere Pferde sind zu Schanden geritten, und ich für meine Person muß gestehen, daß mir die Ruhe eben so Noth thut, als meinen Pferden."

Der Marquis schlug auf den Tisch und schien höchst verdrießlich. Der Profoß dagegen konnte kaum Athem holen, streckte seine langbestiefelten Beine vor sich hin und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er war ein beleibter Mann mit bausbäckigem Gesicht, dem die Anstrengungen des Reitens beschwerlicher sein mußten, als jedem Andern.

„Bester Herr Marquis," fuhr er fort, „obgleich Ihre Gesellschaft mir ungemein angenehm ist, so kann ich es doch nicht verbergen, daß ich dieselbe lieber unter günstigern Umständen genießen möchte. Wenn es, wie Sie sagen, in Ihrer Macht steht, sich aus den Händen der Gerechtigkeit zu befreien, so wünsche ich, es möge recht bald geschehen; doch nehmen Sie Rücksicht darauf, in

welchem Zustande wir uns befinden. Ich wenigstens wäre unfähig, mich eine Stunde länger im Sattel zu erhalten, und ich denke, auch Sie werden von diesem Eilmarsch bei dieser Hitze ermüdet sein; nicht wahr?"

„Da haben Sie allerdings recht," sagte der Marquis und ließ, wie ermüdet, seine Arme heruntersinken.

„Darum wollen wir uns also ausruhen, hier zu Abend essen, wenn wir etwas bekommen, und morgen früh mit frischer Kraft weiter reisen."

„Nun, meinetwegen," antwortete der Marquis; „dann wollen wir aber wenigstens die Zeit auf eine anständige Weise zubringen. Ich habe noch zwei Louisd'or; lassen Sie Ihren Leuten zu trinken geben, denn es ist billig, daß ich sie bewirthe, da ich es am Ende doch bin, der ihnen so viele Mühe macht."

Er warf zwei Fünffrankenstücke auf den Tisch der Soldaten, die sogleich im Chor ausriefen:

„Es lebe der Herr Marquis!"

Der Profoß stand auf, stellte Schildwachen und ging dann in die Küche, wo er das beste Essen zu kochen befahl, was man irgend auftreiben könne. Die Reiter zogen Würfel aus der Tasche und begannen beim Trinken zu spielen. Der Marquis trällerte, in der Stube umhergehend, einen Gassenhauer, strich sich den Schnurrbart und sah sich verstohlen nach allen Seiten um. Dabei zog er unbemerkt einen Geldbeutel aus seiner Hosentasche, und als die Tochter vom Hause, die viel hin und her lief, an ihm wieder vorbeiging, schlang er ihr plötzlich die Arme um den Hals, als wolle er sie küssen, drückte ihr zehn Louisd'or in die Hand und flüsterte ihr ins Ohr:

„Den Schlüssel zur Thür meines Zimmers und den Schildwachen zwei Kannen Wein; Du rettest mir das Leben."

Das junge Mädchen ging wieder bis an die Thür zurück, wandte sich dann mit einem ausdrucksvollen Blick um und nickte

ihm ein „Ja“ zu. Der Profoß trat wieder ein, und zwei Stunden später war das Abendessen angerichtet. Er aß und trank wie ein Mann, dem an einer besetzten Tafel wohler zu Muthe ist, als auf dem Sattel; der Marquis vergaß nicht, ihm tüchtig einzuschenken, und da der herrannahende Schlummer mit dem kräftigen Wein zugleich auf ihn wirkte, konnte er kaum mehr die Augen offen halten, und sagte nur noch, zuweilen mächtig gähnend:

„Meiner Seelen, Herr Marquis, kann's mir nicht denken, daß Sie ein so großer Bösewicht sind, wie die Leute sagen; Sie sehen doch aus, wie ein ganz herzensguter Kerl.“

Der Marquis hielt ihn für vollständig betrunken und schäkerte vergnügt mit der Wirthstochter; doch machte ihm der Satan von Profoß einen argen Strich durch die Rechnung und rief, als die Stunde zum Schlafengehen kam, seinen Sergeanten, gab ihm mit leiser Stimme Befehle und erklärte dann, er werde die Ehre haben, den Herrn Marquis zu Bette zu geleiten, und nicht eher schlafen gehen, bis er ihm diesen Dienst erwiesen. Wirklich ließ er drei seiner Leute kommen, untersuchte mit diesen das für den Gefangnen bestimmte Zimmer und wünschte ihm dann mit tiefen Verbeugungen eine gute Nacht.

Unentkleidet warf sich der Marquis auf das Bett und lauschte auf das Ticken einer Uhr, welche soeben erst neun geschlagen hatte. Noch hörte er die Reiter in den Ställen und auf dem Hofe hin und her gehen. Eine Stunde später war Alles still. Der Gefangene erhob sich geräuschlos und suchte, mit den Händen tastend, auf dem Kamin, auf den Meubeln und selbst in seinem Bett nach dem Schlüssel, den er zu finden hoffte, doch fand er ihn nicht. Aber er konnte nicht glauben, daß er sich geirrt, als er glaubte, das junge Mädchen nehme einen zärtlichen Antheil an ihm, und konnte nicht denken, daß sie ihn hintergangen. Das Zimmer des Marquis hatte ein Fenster nach der Straße hin und eine Thür, welche auf einen Balkon hinausführte, dessen Treppe in die be-

suchtesten Zimmer des Hauses hinabging. Dieser Balkon ging nach dem Hofe hinaus und war ebenso hoch über dem Boden, als das Fenster. Der Marquis hatte keinen andern Ausweg, als auf einer von beiden Seiten herunterzuspringen. Eine ganze Weile dachte er daran und kam eben zu dem Entschluß, auf die Gasse zu springen, in der Gefahr, den Hals zu brechen, als Jemand an die Thür klopfte. Er bebte vor freudigem Schreck und sagte, indem er die Thür öffnete:

„Ich bin gerettet."

Eine dunkle Gestalt schlich in das Zimmer. Das junge Mädchen zitterte an allen Gliedern und konnte kein Wort hervorbringen.

„Ich habe auf der Stelle den Tod, wenn man uns überrascht."

„Dafür ist aber auch Dein Glück gemacht, wenn Du mich aus dieser Gefahr rettest."

„Gott ist mein Zeuge," sagte sie, „daß ich es von ganzer Seele gern thäte; aber ich bringe eine so traurige Nachricht..."

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Das arme Kind war barfuß gekommen, um kein Geräusch zu machen, und schien vor Kälte mit den Zähnen zu klappern.

„Nun, was giebt's denn?" fragte der Marquis ungeduldig.

„Bevor der Profoß schlafen ging, hat er meinem Vater alle Schlüssel aus dem ganzen Hause abgefordert und ihn einen heiligen Eid schwören lassen, daß er keine andern habe. Mein Vater hat sie ihm alle gegeben. Außerdem steht an jeder Thür eine Schildwache; aber sie sind alle sehr ermüdet; einige habe ich schnarchen hören; ich habe ihnen noch mehr Wein gegeben, als Sie mir sagten."

„Sie werden wohl schlafen," sagte der Marquis, ohne in Unruhe zu gerathen, „und ich muß es schon als ein großes Glück ansehen, daß man mich meines Standes wegen nicht in diesem Zimmer verriegelt hat."

„Vom Hofe," sagte das junge Mädchen, „führt ein Steig

auf dem sie das Essen tragen, ins Feld hinaus, und derselbe ist nur mit einem schwachen Strauchzaun verschlossen, aber ..."

„Wo ist mein Pferd?"

„Wahrscheinlich bei den anderen, unter dem Schauer."

„So will ich in den Hof springen."

„Sie brechen sich den Hals."

„Desto besser."

„O, Gott! Herr Marquis, was haben Sie denn gethan?" sagte das junge Mädchen mit dem Tone tiefen Schmerzes.

„Dummes Zeug! Fast gar nichts, und doch will man mir ans Leben und an die Ehre. Ich darf keine Zeit verlieren und bin fest entschlossen ..."

„Warten Sie noch," antwortete das Mädchen und ergriff seinen Arm; „links in der Ecke des Hofes liegt ein Haufen Stroh, gerade unter dem Balkon ..."

„Desto besser; es macht weniger Lärm und ist nicht so gefährlich."

Er that einen Schritt auf die Thüre zu; das junge Mädchen versuchte ihn noch einmal aufzuhalten, ohne zu wissen, was sie that; aber er machte sich von ihr los und öffnete. Der Mond schien mit vollem Licht auf den Hof. Er hörte kein Geräusch, trat bis an das hölzerne Geländer und bemerkte einen Rauchfang, der fast bis an den Balkon reichte. Das junge Mädchen schlug ein Kreuz; der Marquis lauschte noch einmal, hörte nichts und stieg auf das Geländer. Eben wollte er herunterspringen, als er noch zur rechten Zeit eine grobe Männerstimme leise sprechen hörte; zwei Reiter waren noch wach, tranken den letzten Rest einer Kanne Wein und unterhielten sich dabei in langen Zwischenräumen des Schweigens. Der Marquis hielt den Athem an und trat wieder in die Thür seines Zimmers. Das Mädchen stand noch erwartungsvoll auf der Schwelle.

„Ich sagte Ihnen ja, es ist noch nicht Zeit," flüsterte sie leise.

„Hast Du vielleicht ein Messer," sagte der Marquis, „das ich diesen Schurken in die Gurgel stoßen könnte?"

„Warten Sie noch eine Stunde," flüsterte das junge Mädchen; „ich beschwöre Sie, nur noch eine einzige Stunde, dann sind sie Alle eingeschlafen."

Die Stimme des jungen Mädchens war so sanft und schmeichelnd, die Arme, die sie bittend nach ihm ausstreckte und die seine Hand berührte, waren so voll und zart, daß der Marquis blieb, und nach einer Stunde sie ihn bitten mußte, sich davonzumachen.

Der Marquis drückte einen letzten Kuß auf die gestern noch so unschuldigen Lippen und öffnete dann wieder die Thür. Jetzt war Alles still, nur in weiter Ferne schlugen die Hunde an. Er beugte sich über das Geländer und sah genau einen Soldaten, der, das Gesicht nach der Erde gewandt, auf Stroh lag.

„Ei, wenn sie aufwachen?" murmelte das junge Mädchen ängstlich.

„Keinen Falls sollen sie mich lebendig haben," sagte der Marquis; „sei ganz ruhig."

„So leben Sie wohl," schluchzte das arme Kind leise, „und möge der Himmel Sie in seinen Schutz nehmen!"

Er stieg über das Geländer, ließ sich langsam an den Händen herunter, schwebte, sich am Rande des Balkons haltend, einen Augenblick in der Luft und fiel dann auf einen Düngerhaufen.

Das Mädchen sah ihn nach dem Schauer eilen, schnell ein Pferd losbinden, sich heraufschwingen, gegen den Strauchzaun galoppiren, ihn durchbrechen und querfeldein nach der Landstraße zu jagen.

Das arme Kind beugte sich über die Gallerie herunter und beobachtete ängstlich den Reiter von der Straßenpolizei, welcher unten auf dem Stroh lag; doch hielt sie sich bereit, bei der geringsten Bewegung desselben zu verschwinden.

Das Klirren der Sporen auf dem Pflaster des Hofes und die

Huftritte hatten ihn erweckt, er sprang auf, fürchtete irgend einen Streich und lief in den Schauer. Sein Pferd war fort; der Marquis hatte bei seiner eiligen Flucht das erste beste genommen, das ihm in die Hände fiel, und gerade das des Soldaten. Sogleich schreit er: „Heraus!“ seine Cameraden erwachen; man eilt in das Zimmer des Gefangenen, es ist leer. Auch der Profoß steht auf, ganz verdutzt von dem plötzlichen Lärm, und sieht zu seinem Schrecken, daß der Gefangene entwischt ist.

Das Mädchen giebt vor, erst bei dem Lärm aufgestanden zu sein, und sucht die Anstalten zur Verfolgung aufzuhalten, indem sie die Zäume versteckt und durcheinander wirft und unter dem Vorwand, zu helfen, den Reitern überall in den Weg tritt. Trotzdem aber galoppirte der ganze Trupp eine Viertelstunde später die Landstraße entlang, wobei der Profoß fluchte wie ein Heide. Die am besten Berittenen gewannen einen Vorsprung, und die Schildwache, welche das Pferd des Marquis hatte und welcher am meisten daran gelegen sein mußte, den Gefangenen einzuholen, eilte den Anderen weit voraus; der Nächste nach ihr war der Sergeant, der gleichfalls ein gutes Pferd hatte, und da man an dem durchbrochenen Strauchzaun gesehen, welche Straße der Flüchtling eingeschlagen, bekamen sie ihn, wenn auch in weiter Entfernung, bald zu Gesicht. Mit jedem Augenblicke wurde der Raum zwischen dem Marquis und den Verfolgern geringer; denn das Pferd, dessen er sich bemächtigt, war gerade das schlechteste in der ganzen Compagnie, und er hatte es gleich Anfangs übermäßig angetrieben. Als er sich umwandte, sah er die Soldaten nur noch einen halben Büchsenschuß hinter sich: er treibt das Pferd immer heftiger an und zerfleischt ihm die Seiten mit den Sporen, bald aber verliert es die Luft und stürzt zusammen. Der Marquis sinkt mit ihm zugleich in den Staub; allein während er sich an den Pistolenhalftern zu halten sucht, bemerkt er Pistolen darin. Schnell ist sein Entschluß gefaßt. Er wirft sich wie ohnmächtig neben dem

Pferde hin, eine Pistole mit gespanntem Hahn in der Hand. Der erste Verfolger, welcher das Racepferd des Marquis ritt und seinem Sergeanten um 200 Schritte voraus war, kommt auf ihn losgesprengt. Allein bevor er noch Zeit hat, an seine Vertheidigung zu denken, springt der Marquis plötzlich auf und schießt. Der Reiter sinkt mit zerschmettertem Kopf zu Boden; der Marquis schwingt sich, ohne nur den Bügel zu berühren, in den Sattel, giebt seinem Renner die Sporen und jagt davon wie der Sturmwind, während der Sergeant funfzig Schritte hinter ihm wie vom Donner gerührt anhält und kaum begreifen kann, was eben dicht unter seinen Augen geschehen war.

Die ganze Truppe kam im Galopp angesprengt und glaubte, er sei gefangen; der Profoß schrie aus vollem Halse: „Tödtet ihn nicht!“ Aber man fand nur den Sergeanten, der bei dem Reiter kniete, welchem der Marquis den Schädel zerschmettert hatte.

Den Marquis hatten sie aus dem Gesicht verloren; denn er wandte sich aus Furcht vor weiterer Verfolgung querfeldein und jagte noch eine volle Stunde mit verhängtem Zügel. Als er sich vor der Straßenpolizei gesichert sah und gewiß war, von den schlechten Pferden derselben nicht mehr eingeholt zu werden, beschloß er, Halt zu machen, um seinen Renner zu schonen. Eben ritt er im Schritt durch einen Hohlweg, als er von fern einen Landmann kommen sah. Diesen fragte er nach dem Wege in die Landschaft Bourbonnais und warf ihm einen Thaler zu. Der Mann nahm den Thaler und sagte ihm den Weg; aber er wußte wohl kaum, was er sagte, und starrte den Marquis mit seltsamen Blicken an. Der Marquis rief ihm zu, er möge seines Weges gehen, aber der Landmann rührte sich nicht und blieb wie festgewachsen auf der Seite der Straße stehen. Mit drohender Miene tritt der Marquis auf ihn zu und fragte, warum er ihn so unverschämt anglotze.

„Weil Ihr,“ sagte der Bauer, „weil Ihr ...“ dabei zeigte er auf die Schulter und den Halskragen des Marquis.

Der Marquis besah sich und bemerkte, daß sein Wams und der Kragen mit Blut bespritzt waren, was, da seine Kleider außerdem in die größeste Unordnung gerathen und mit Staub bedeckt waren, ein erschreckendes Aussehen geben mußte.

„Ich weiß schon, was das ist," sagte er; „ich und mein Diener sind eben von einander getrennt; wir trafen mit betrunkenen Deutschen zusammen und geriethen uns in die Haare; entweder hat mich einer verwundet, oder ich habe einem der Kerle, mit welchen ich mich herumgebalgt, etwas Blut abgezapft. Das kommt von solchen Geschichten; übrigens fühle ich keine Schmerzen."

Dabei that er, als befühle er sich am ganzen Leibe.

„Ich möchte mich aber doch gern reinigen; auch verschmachte ich beinahe vor Hitze und Durst, und mein Pferd ist auch bei der Geschichte etwas müde geworden. Wißt Ihr vielleicht, wo ich einen Augenblick ausruhen könnte?"

Der Landmann erbot sich, ihn in sein eigenes Haus zu führen, welches nur wenige Schritte entfernt lag. Eine Frau und mehrere Kinder, welche bei der Arbeit waren, holten Wein, Wasser, Obst und ein großes Stück Schwarzbrod. Der Marquis reinigte sein Wams, trank einen Schluck und fragte die Hausbewohner nach verschiedenen gleichgültigen Sachen. Noch einmal erkundigte er sich nach den verschiedenen Wegen, welche ins Bourbonnais'sche führten, wo er einen Verwandten besuchen wollte.

Der Bauer sprach bei dieser Gelegenheit seine Verwunderung darüber aus, daß man auf derselben großen Landstraße solche Auftritte haben könne, auf welcher doch in diesem Augenblick gerade mehrere Abtheilungen der Wegepolizei umherstreiften. „Uebrigens," setzte er hinzu, „sollen sie ja ganz kürzlich einen wichtigen Fang gethan haben."

„Und wen denn?" fragte der Marquis.

„Einen Edelmann, der viel Böses gethan hat im Lande."

„Wie, ein Edelmann in den Händen der Gerichte?"

„Allerdings. Und es kann ihm leicht den Kopf kosten."

„Weiß man nicht, was er gethan hat?"

„Ja, davon kann einem ängst werden; gräuliche Geschichten hat er angegeben, seine Rechnung ist voll, die ganze Provinz ist gegen ihn empört."

„Kennt Ihr ihn denn?"

„Nein, das nicht, aber wir haben Alle sein Signalement."

Da diese Nachrichten nicht viel Tröstliches für ihn hatten, ging der Marquis, nachdem er noch manche ähnliche Aeußerung gehört, nach seinem Pferde, streichelte es mit der Hand, warf dem Bauer noch einiges Geld zu und verschwand bald in der Richtung, welche man ihm angegeben.

Der Profoß war noch eine halbe Meile weiter vorgerückt; da er jedoch einsah, daß jede fernere Verfolgung unnütz sein würde, schickte er einen seiner Reiter nach dem Bureau der Straßenpolizei, damit von dort aus nach allen Seiten der Provinz die nöthigen Befehle geschickt würden, und kehrte dann mit seiner Mannschaft an den Ort zurück, welchen er am Morgen verlassen. Der Marquis hatte Verwandte in der Umgegend, und es war nicht unmöglich, daß er noch einmal wiederkam, um sich bei ihnen zu verbergen. Das ganze Dorf kam dem Trupp neugierig entgegen gelaufen und ließ sich vom Profoß eine von Flüchen unterbrochene Erzählung vortragen, auf welche Art der Gefangene entwischt sei. Von allen Seiten nahm man den verschiedensten Antheil an diesem Ereigniß, und es regte das ganze Dorf in seinen Grundtiefen auf. Der Profoß kehrte in die Herberge zurück, schlug mit der Faust auf den Tisch, und ließ das Unglück, was er gehabt, ärgerlich an Jedem aus, der ihm nahe kam. Die Wirthstochter, welche so lange die schmerzlichste Angst ausgestanden, vermochte kaum ihre Freude zu verbergen. Der Profoß legte seine Papiere auf den Tisch und faltete sie auseinander, um in ihnen noch mehr Grund zum Schimpfen zu finden.

„Der ärgste Schuft von der Welt!“ rief er aus, „aber ich hätte mir's doch denken können.“

„Aber er sah doch so sanft und gut aus?“ sagte die Wirthin.

„Ein vollendeter Bösewicht. Wollt Ihr wissen, wie er heißt? Es war der Marquis von Saint Mairent.“

„Der Marquis von Saint Mairent!“ schrieen Alle mit Entsetzen.

„Ja, ganz gewiß,“ sagte der Profoß, „der Marquis von Saint Mairent, der fast so gut als überführt ist der Falschmünzerei und Zauberei, überführt des Verbrechens der Blutschande ...“

„O gerechter Himmel!“

„Ueberführt, seine Frau erdrosselt zn haben, um eine Frau zu heirathen, deren Mann er vorher erdolchen wollte.“

„Guter Gott!“ schrieen die Leute und schlugen Alle ein Kreuz.

„Ja, seht Ihr, Ihr guten Leutchen?“ rief der Profoß wüthend, „was für ein Vogel den Händen der Polizei entwischt ist!“

Die Wirthstochter verließ das Zimmer, denn ihr war, als müsse sie in Ohnmacht sinken.

„Nun,“ sagte der Wirth, „haben Sie gar keine Hoffnung mehr, ihn wieder zu bekommen?“

„Wenn er den Weg nach dem Bourbonnais'schen eingeschlagen hat, so ist nichts mehr für uns zu machen; denn in jener Gegend wohnen Edelleute von seiner Familie, die ihn schwerlich würden fahren lassen.“

Der Flüchtling war in der That niemand Anderes, als der Marquis von Saint Mairent, den man aller der gräßlichen Verbrechen angeklagt, welche der Profoß genannt hatte, und der sich durch seine kühne Flucht in den Stand gesetzt sah, wieder einen thätigen Antheil zu nehmen an den Ereignissen, welche wir zu erzählen gedenken.

Vierzehn Tage nach der beschriebenen Begebenheit zog ein Reiter an dem Gitter des Schlosses Saint Géran vor den Thoren von Moulins heftig die Glocke; es war schon spät, und die Leute

übereilten sich nicht mit dem Oeffnen. Der Unbekannte setzte die Glocke noch einmal kräftig in Bewegung, bis endlich Jemand herbeikam. Der Diener guckte durchs Gitter, und da er in der Dämmerung noch genug sah, um zu bemerken, daß der Reisende sich in ziemlich unordentlichem Zustande befinde und nicht einmal einen Degen an der Seite trage, so fragte er nach seinem Begehren. Der Unbekannte antwortete ohne Umschweife, er habe mit dem Grafen Saint Géran zu sprechen, er möge schnell machen. Der Bediente antwortete, das sei nicht möglich; und der Andere wurde ärgerlich.

„Wer sind Sie denn?“ fragte der Mensch in der Livree.

„Macht der Kerl,“ rief der Reiter aus, „ellenlange Ceremonien! Geh', sage dem Herrn Grafen von Saint Géran, sein Verwandter, der Marquis von Saint Mairent, wolle ihn augenblicklich sprechen.“

Der Bediente entschuldigte sich mit vielen Worten, öffnete das Gitter und ging dann vor dem Pferde des Marquis her, rief andere Diener, welche den Steigbügel zu halten kamen, und lief schnell ins Haus, um die Ankunft des Gastes zu melden.

Eben wollte man das Abendessen auftragen, als der Marquis dem Grafen angemeldet wurde. Sogleich ging er ihm entgegen, umarmte ihn und empfing ihn mit allen Zeichen der Freundschaft. Er wollte ihn gleich ins Speisezimmer mitnehmen, um ihn der ganzen Familie vorzustellen; allein der Marquis machte ihn auf den schlechten Zustand seines Anzuges aufmerksam und bat zugleich um eine kurze Unterhaltung. Der Graf führte ihn in sein Zimmer, gab ihm einen vollständigen Anzug von seinen Kleidern und plauderte mit seinem Gast, während er sich umzog. Wahrscheinlich hatte der Marquis damals in Betreff der auf ihm lastenden Anklage dem Grafen irgend ein Mährchen aufgebunden; so viel ist gewiß, daß dieser nicht aufhörte, sich seinem Verwandten höchst ergeben zu zeigen, und der Marquis von diesem Augenblick an das Schloß Saint Géran als einen sichern Zufluchtsort betrachten

konnte. Sobald er sich angezogen, ging er mit dem Grafen in das Speisezimmer, wo er der Gräfin und den übrigen Mitgliedern der Familie vorgestellt wurde.

Es ist jetzt Zeit, die Leser mit den Personen bekannt zu machen, welche sich im Schlosse befanden, und einige Umstände aus früherer Zeit zu erzählen, die zur Erklärung der hier zu berichtenden Thatsachen nöthig sind.

Der Marschall von Saint Géran, welcher aus dem Hause La Guiche abstammte und Gouverneur der Provinz Bourbon war, hatte in erster Ehe Anna von Tournon geheirathet und mit ihr einen Sohn, Claude von La Guiche, und eine Tochter bekommen, welche den Marquis von Bouillé heirathete. Als seine Frau starb, heirathete er Susanne von Epaules, die gleichfalls die zweite Ehe schloß, nachdem sie früher die Frau des Grafen von Longaunay gewesen, von dem sie eine Tochter, Susanne von Longaunay, geboren.

Der Marschall und Susanne von Epaules beschlossen, um ihre Kinder erster Ehe gleich vortheilhaft zu stellen, sie zu verheirathen, und Claude von La Guiche, der Sohn des Marschalls, wurde der Gemahl Susanne's von Longaunay.

Dies war der Marquise von Bouillé, der jüngsten Tochter des Marschalls, sehr verdrießlich. Dieselbe lebte bei ihrer Schwiegermutter und ihre Ehe war eine unglückliche, da ihr bereits siebzigjähriger Mann ihr viel Grund zu klagen gab.

Die Verbindung Claude's und Susanne's dagegen war sehr glücklich bis auf den Punkt, daß sie unfruchtbar blieb. Die junge Gräfin konnte den Gedanken dieser Unfruchtbarkeit, welche eine alte berühmte Familie hätte aussterben lassen, nicht ertragen, that Gelübde, stellte Pilgerfahrten an und befragte Doctoren und Quacksalber; aber Alles war vergebens.

Der Marschall von Saint Géran starb am 30. December 1632, tiefbetrübt, seinen Sohn ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen.

Dieser folgte als Graf von Saint Géran seinem Vater auch als Gouverneur der Provinz Bourbon.

Bald darauf brach die Marquise von Bouillé mit dem alten Marquis, ihrem Gatten, ließ sich von ihm scheiden und zog nach dem Schlosse Saint Géran, erfreut über die unfruchtbare Ehe ihres Bruders, dessen Vermögen ihr als einziger Erbin zufallen mußte. So standen die Sachen, als der Marquis von Saint Mairent im Schlosse ankam. Er war jung, schön und sehr verschlagen und gefiel den Frauen so sehr, daß er bald alle für sich gewonnen hatte, sogar die alte Marschallin von Saint Géran, die auch bei ihren Kindern auf dem Schlosse wohnte. Bald sah er, daß es ihm leicht sein würde, ein Verhältniß mit der Marquise von Bouillé anzuknüpfen.

Das Vermögen des Marquis von Mairent war durch sein ungeregeltes Leben und seine Händel mit den Gerichten fast ganz drauf gegangen. Die Marquise war die vermuthliche Erbin des Grafen, und ihr Mann konnte nicht mehr lange leben. Uebrigens hätte ein siebzigjähriger Greis einen Mann wie den Marquis niemals in Verlegenheit setzen können. War derselbe erst todt, so konnte er die Marquise heirathen und so Herr der ansehnlichsten Güter in der ganzen Provinz werden.

Er machte sich daher viel mit der Marquise zu thun, vermied jedoch sorgfältig Alles, was ihm hätte den leisesten Verdacht zuziehen können, und es war allerdings nicht ganz leicht, sich mit ihr zu verständigen, ohne sich den andern Unbetheiligten zu verrathen. Allein die Marquise war bald durch das angenehme Aeußere des Herrn von Saint Mairent gewonnen, verstand ihn schnell und setzte seinen Unternehmungen um so weniger Widerstand entgegen, da ihre erste unglückliche Ehe ihr Herz für Liebe noch empfänglicher machen mußte. Dennoch fanden sie nur selten Gelegenheit, sich allein zu sprechen, da sich die Gräfin fast immer, wenn auch ohne Arg, in ihre Unterhaltungen mischte und der Graf den Marquis

oft auf die Jagd mitnahm, tagüber aber die ganze Familie fast unausgesetzt zusammenblieb; seine Angelegenheit ging daher dem Marquis etwas zu langsam.

Seit zwanzig Jahren hatte die Gräfin die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß ihre Gebete doch endlich erhört werden und sie ihrem Gatten einen Sohn gebären würde. Sie hatte sich mit allen möglichen Scharlatanen eingelassen, welche damals selbst in vornehmen Häusern Glauben und Zutritt fanden. Allein nichts wollte helfen, und sie mußte sich doch zuletzt an den Gedanken gewöhnen, keine Kinder zu bekommen. Auch der Graf, dessen Zärtlichkeit gegen seine Frau jedoch dadurch nicht vermindert wurde, rechnete nicht mehr auf einen Erben und hatte deshalb sein Testament gemacht. Die Hoffnungen der Marquise waren zur Gewißheit geworden, und Saint Mairent, der sich von dieser Seite vollkommen sicher glaubte, verfolgte seine Pläne in Betreff der Frau von Bouillé; als gegen das Ende des Novembers **1640** der Graf von Saint Géran plötzlich genöthigt war, eine Reise nach Paris zu machen.

Die Gräfin konnte den Gedanken einer längern Trennung nicht ertragen und machte den Vorschlag, mitzureisen. Der Marquis war entzückt über eine so günstige Gelegenheit, mit Frau von Bouillé im Schlosse fast allein zu bleiben, malte ihr die Reise nach Paris mit den reizendsten Farben aus und that alles Mögliche, sie zu derselben zu bestimmen, und auch die Marquise arbeitete ihm hierbei in die Hände. Da die Gräfin selbst große Lust hatte, erreichten die Beiden ihre Absicht ohne große Schwierigkeit, und einige Tage darauf reisten die beiden Eheleute nach der Hauptstadt ab.

Jetzt trug der Marquis weiter kein Bedenken, seine ganze Leidenschaft sichtbar werden zu lassen, und es wurde ihm nicht schwer, auch das Herz der Frau von Bouillé zu entflammen; er stellte sich rasend verliebt, und sie war es wirklich. Das Pärchen machte täglich entfernte Landpartieen, einsame Spaziergänge und brachte

oft ganze Tage an entlegenen Orten des Parks oder in verschlossenen Zimmern des Schlosses zu. Natürlich mußte dies bei einer so zahlreichen Dienerschaft sehr bald allerlei Gerede veranlassen, und es dauerte auch nicht lange, als schon die verschiedensten Gerüchte in Umlauf kamen.

Die Marquise sah sich daher genöthigt, ihre Kammermädchen, die Schwestern Quinet, für sich zu gewinnen, was ihr nicht schwer fiel, da die Mädchen ihr sehr ergeben waren. Ferner war im Schlosse Saint Géran ein großer, hagerer und etwas beschränkter Mensch, der aber immer noch Verstand genug hatte, irgend eine schlechte Handlung auszuführen, wo nicht gar zu ersinnen. Dieser hatte den Oberbefehl über die Dienerschaft. Er war ein einfacher Landmann, welchen der Graf zu sich genommen, nnd der allmälig zum Hausmeister emporgerückt, weil er sich am Längsten von Allen im Schlosse befand, und der Gebieter desselben sich von frühester Kindheit an ihn gewöhnt hatte. Auf der Reise nach Paris wollte der Graf ihn nicht mitnehmen, da er fürchtete, er möge zu den dort nöthigen Diensten nicht geeignet sein, und ließ ihn daher als Oberaufseher seiner Dienerschaft zurück. Diesen Menschen nahm der Marquis auf die Seite, forschte ihn auf das Schlaueste aus, gab ihm Geld, überredete ihn und machte ihn sich mit Leib und Seele ergebeben. Diese verschiedenen Vertrauten nahmen es auf sich, das Gerede des Bedientenvolks zu hintertreiben, und von jetzt an konnten die Liebenden ihr Verhältniß ungescheut fortsetzen.

Als eines Abends der Marquis von Saint Mairent mit der Marquise allein zu Tische saß, wurde die Thorglocke heftig gezogen, und es entstand ein Lärm, welchem sie Anfangs keine große Aufmerksamkeit schenkten, bis ein Courier, der eben im Galopp von Paris angekommen war und einen Brief des Grafen an den Marquis überbrachte, gemeldet wurde und von der ganzen Dienerschaft begleitet in das Zimmer trat. Der Marquis fragte, was das zu bedeuten habe, und wollte durch einen Wink mit der Hand

alle diese Leute hinausschicken, als der Courier sagte, es sei der Wunsch des Herrn Grafen, daß der Brief vor allen seinen Leuten laut vorgelesen würde. Ohne ein Wort zu sagen, brach der Marquis das Schreiben auf, durchlief es schnell mit den Augen und las es dann, ohne die mindeste Bewegung zu zeigen, mit lauter Stimme vor. Der Graf meldete seinen lieben Verwandten und seinem ganzen Hause, daß seine Frau Spuren von Schwangerschaft zeige. Gleich nach ihrer Ankunft in Paris habe sie Ohnmachten gehabt und sich mehrmals erbrechen müssen; doch ertrage sie diese Unannehmlichkeiten, welche ihre Fruchtbarkeit anmeldeten, mit Entzücken, da weder die Aerzte, noch sonst Jemand den mindesten Zweifel an ihrem Zustande hege. Für ihn sei dies Ereigniß, welches alle seine Wünsche zu erfüllen verspreche, ein so glückliches, freudiges, daß er schon jetzt wünsche, sämmtliche Bewohner des Schlosses möchten sein Glück theilen; übrigens werde er wenige Tage nach Ankunft des Briefes selber kommen und die Gräfin zu größerer Sicherheit in einer Sänfte nach Hause bringen lassen. Zuletzt befahl er noch, an die Dienerschaft eine ansehnliche Summe Geldes zu vertheilen.

Die Dienerschaft brach in ein lautes Freudengeschrei aus, der Marquis und die Marquise warfen sich nur einen Blick zu, aber dieser Blick drückte alle ihre Besorgnisse aus, doch nahmen sie sich zusammen, und der Marquis belobte sogar die Dienerschaft wegen ihrer Anhänglichkeit an die Herrschaft. Als die Beiden wieder allein waren, sahen sie sich mit ernsthaften Gesichtern an, während unter ihrem Fenster die Geigen jubelten und ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Einige Augenblicke schwiegen sie still; ihr erster Gedanke war, der Graf und die Gräfin hätten sich in den so gewöhnlichen Anzeigen getäuscht; man habe ihren Hoffnungen schmeicheln wollen; es sei unmöglich, daß eine Natur sich nach zwanzig Jahren so verändere, und es würde wohl mit dieser vorgeblichen Schwangerschaft nichts sein. Diese Ansicht suchten

sie sich immer glaublicher zu machen und sich bei derselben zu beruhigen.

Am folgenden Tage gingen sie Arm in Arm eine einsame Allee des Parks entlang und sprachen über alle Möglichkeiten ihres Verhältnisses und der Veränderungen, welche die etwaige Geburt eines Erben von Saint Gérant herbeiführen könnte. Der Marquis stellte der Frau von Bouillé vor, welch' ein ungeheuerer Verlust ihr bevorstehe, wenn die Nachricht des Grafen begründet wäre, und ließ darauf die Bemerkung fallen, daß, wenn die Gräfin auch wirklich ein Kind unter dem Herzen trage, doch dasselbe noch mancher Fährlichkeit ausgesetzt sei; es müßte, sagte er, der Gräfin kein Unfall begegnen, es müßte ferner die Entbindung glücklich von Statten gehen, und was müsse sich nicht noch Alles ereignen, bis es dazu komme.

„Das Kind kann sterben," sagte er endlich.

Dann ließ er einige unheilschwangere Worte fallen, wie wenig an dem Tode eines so hinfälligen, verstandlosen Geschöpfes gelegen sei, das, wie er meinte, doch eigentlich weiter nichts sei, als ein ungeschicktes Stück Fleisch, und nur geboren werde, um eine Frau, wie die Marquise, zu ruiniren.

„Aber wozu soll man sich quälen mit Sorgen," brach er ungeduldig ab; „die Gräfin ist nicht schwanger und kann es unmöglich sein."

Ein Gärtner, welcher in der Nähe arbeitete, hörte dies Gespräch; da sie jedoch schnell vorübergingen, hatte er nur einige Worte vernommen, während ihm das Uebrige entging.

Einige Tage später kamen Reiter an und meldeten, daß der Graf und die Gräfin nicht mehr weit entfernt seien. Bald darauf sah man Packwagen und Kutschen erscheinen und zuletzt auch die Sänfte der Gräfin, die der Graf von Saint Géran zu Pferde begleitete und während der ganzen Reise nicht verlassen hatte. Sie wurden wie im Triumph empfangen; alle Landleute verließen die

Arbeit, und die Luft zitterte vom allgemeinen Jubelgeschrei; die Dienerschaft lief ihrer Gebieterin entgegen, die ältesten Leute weinten vor Freude, ihren Gebieter so beglückt zu sehen durch die Hoffnung auf einen Erben. Auch der Marquis von Saint Mairent und Frau von Bouillé thaten ihr Möglichstes, um sich zu diesem Tone der Freude mit Gewalt heraufzustimmen.

Die Marschallin von Saint Géran, die noch an demselben Tage auf das Schloß kam, wollte noch immer nicht an die freudige Botschaft glauben und hörte erst da auf, an dem der Familie widerfahrenen Glück zu zweifeln, als sie ihrer Schwiegertochter die Hand auf den Leib gelegt und sich so von dem Dasein des heißersehnten Kindes überzeugt hatte. Der Graf und die Gräfin waren in der Umgegend sehr beliebt, und überall war man über das unverhoffte Ereigniß sehr erfreut, besonders in den zahlreichen Häusern ihrer Verwandtschaft. In den ersten Tagen schon erschienen einige zwanzig vornehme Damen, um der Gräfin ihre Theilnahme zu bezeigen, und alle diese Damen überzeugten sich bei verschiedenen Gelegenheiten, daß das Kind sich im Mutterleibe bereits zu regen begann; viele legten sich auch aufs Prophezeien und sagten, sie würde einen Knaben gebären. Bald ließ das Anschwellen ihres Leibes und die gewöhnlichen Vorzeichen keinen Zweifel mehr übrig, und alle Aerzte erklärten sie einstimmig für schwanger; einen dieser Aerzte behielt der Graf zwei Monate lang im Hause und sprach mit ihm, wie auch mit dem Marquis von Saint Mairent, daß er die Absicht habe, nächstens eine tüchtige Hebamme zu sich zu nehmen. Die Marschallin, deren Namen das Kind bekommen sollte, ließ bereits eine prächtige Wiege, gestickte Windeln, Häubchen und Kleiderchen machen.

Die Marquise verheimlichte ihren Verdruß, so gut es gehen wollte, und von alle den durch die Freude verblendeten Personen bemerkte Niemand, daß ihre Seele auf Unheil brüte. Der Marquis, den sie täglich sprach, vermehrte nur noch ihren Groll und

stachelte sie unaufhörlich auf, indem er ihr wiederholentlich sagte, der Graf und die Gräfin seien erfreut, daß die Erbschaft nicht in ihre Hände käme, gab ihr sogar zu verstehen, das Kind sei nicht auf rechtmäßige Weise entstanden. Wie das sowohl beim Umgang mit Privatpersonen, als auch bei den Diplomaten üblich ist, begann er damit, die Marquise ganz allmälig auf schlechte Gedanken zu bringen und ihr gleichsam das Verbrechen einzuimpfen. Er fand im Herzen der Frau von Bouillé drei mächtige Verbündete: ihre Leidenschaft, ihre Habsucht und ihren Haß; bald willigte sie in Alles ein, was der Marquis von Saint Mairent verlangte. Er hatte einen verschlagenen, geschickten Menschen bei sich, einen vertrauten Diener, welcher vollkommen zu so einem Herrn paßte; diesen schickte er sehr häufig in der Umgegend von Saint Géran herum.

Als der Marquis sich eines Abends eben niederlegen wollte, kam dieser Mensch von einem Ausfluge zurück, trat in das Zimmer seines Herrn, sagte ihm, er habe jetzt endlich gefunden, was er so lange suche, und übergab ihm ein Papier, auf welchem die Namen mehrerer Orte und Personen aufgeschrieben waren.

Am folgenden Tage ließ der Marquis in aller Frühe zwei Pferde satteln, schützte eine wichtige Angelegenheit vor, derentwegen er nach Hause müsse, bat, ihn beim Grafen zu entschuldigen, wenn er drei oder vier Tage ausbleiben sollte, und galoppirte dann mit seinem Bedienten davon.

Die Nacht brachten sie in einer entlegenen Schenke auf der Straße nach der Auvergne zu, um sich allen Beobachtungen zu entziehen; dann schlugen sie Seitenwege ein und kamen nach zwei Tagen in einem Marktflecken an, um den sie in einem weiten Kreise rund herum geritten waren.

Hier wohnte in einer Vorstadt eine Frau, welche Hebammengeschäfte versah und als solche in der Umgegend viel zu thun hatte, die jedoch, wie man sagte, für Leute, die sie gut bezahlten, ge-

heimnißvolle, schändliche Mittel besaß. Zugleich hatte sie sehr geschickt den Einfluß zu benutzen gewußt, welchen ihre Kunst ihr bei leichtgläubigen Leuten verschaffen konnte; so heilte sie unter andern Kröpfe, braute Liebestränke, war unverheiratheten Damen aus vornehmen Häusern in ihren mütterlichen Verlegenheiten behülflich, wußte alle möglichen Ränke zu schmieden und trieb auf dem Lande sogar die Zauberei. Dabei wußte sie sich so geschickt zu benehmen, daß nur diejenigen von ihren verschiedenen Eigenschaften und Künsten wußten, welche sich derselben bedient hatten, und denen selbst viel daran gelegen sein mußte, die Sache geheim zu halten. Da sie nur gegen blankes Geld ihre Dienste leistete, lebte sie in einer gewissen Wohlhabenheit in einem ihr gehörenden Hause, welches sie größerer Bequemlichkeit wegen allein bewohnte. Als Hebamme war sie sehr berühmt und genoß die Achtung vieler hochgestellten Personen. Diese Frau hieß Louise Goillard.

Als sie eines Abends spät allein zu Hause war, hörte sie laut an die Thür klopfen. Gewohnt, in jeder Stunde der Nacht Besuche zu erhalten, nahm sie ohne Mißtrauen die Lampe und öffnete. Ein bewaffneter Mann, welcher sehr aufgeregt schien, sprang mit einem Satz in das Zimmer hinein. Der Fremde war niemand Anderes, als der Marquis von Saint Mairent.

„Sein Sie ruhig, gute Frau," sagte der Fremde zu der darüber Erschrockenen, „sein Sie ruhig, ich bitte Sie darum; denn nicht Sie, sondern nur ich habe Ursache, bewegt zu sein. Ich bin kein Verbrecher, und Sie haben nichts von mir zu fürchten; ich komme, Sie um Hülfe zu bitten."

Er warf seinen Mantel ab, schnallte den Gurt vom Leibe und stellte den Degen in eine Ecke; dann warf er sich in einen Stuhl.

„Erlauben Sie, daß ich mich ein Wenig ausruhe," sagte er.

Der Marquis trug Reisekleider; obgleich er sich aber noch nicht genannt, sah doch Louise Goillard, daß er kein Räuber sei,

sondern ein junger schöner Edelmann, den ihr guter Stern ihr ins Haus geführt.

„Entschuldigen Sie," sagte die Hebamme, „daß ich eine Furcht zeigte, welche Sie beleidigen muß. Sie traten so schnell herein, daß ich gar nicht Zeit hatte, zu sehen, wer mir die Ehre seines Besuches schenkt. Mein Haus liegt etwas einsam, ich bewohne es allein, und man könnte diesen Umstand benutzen, um mich zu berauben, obgleich ich eine arme Frau bin, die nicht erst Unglück ... Die Zeiten sind sehr schlecht ... Sie scheinen sehr erschöpft, soll ich Ihnen etwas Erfrischendes zu riechen geben?"

„Ich bitte nur um ein Glas Wasser."

Louise Goillard ging in das anstoßende Zimmer und brachte Wasser. Der Marquis benetzte sich die Lippen und sagte dann:

„Ich komme weit her in einer höchst wichtigen Angelegenheit; Sie können auf meine Erkenntlichkeit für Ihre Dienste rechnen;" dabei zog er einen Geldbeutel aus der Tasche und drehte ihn hin und her.

„Zunächst," fuhr er fort, „müssen Sie mir die tiefste Verschwiegenheit schwören."

„Das ist bei einer Frau von meinem Geschäft überflüssig," sagte die Hebamme; „denn Verschwiegenheit ist meine erste Pflicht."

„Ich muß aber ganz sicher sein und verlange einen Eid, daß Sie Niemand in der Welt verrathen, was ich Ihnen anvertrauen will."

„Nun, ich gebe Ihnen mein Wort, wenn Sie es verlangen; aber ich sage es noch einmal, es ist ganz überflüssig; Sie kennen mich nur noch nicht."

„Bedenken Sie, daß es sich um sehr ernste Angelegenheiten handelt, daß ich gleichsam meinen Kopf in Ihre Hände lege und daß ich tausend Mal lieber mein Leben opfern, als dieses Geheimniß verrathen sehen würde."

„Aber bedenken Sie auch," erwiderte gutmüthig lächelnd die Hebamme, „daß es mir eben so sehr darauf ankommen muß, kein

Geheimniß, das man mir anvertraut, verrathen zu sehen; denn eine unüberlegte Plauderei würde ... Sprechen Sie nur."

„Ich weiß," sagte der Marquis, nachdem er sie auf diese Art ganz beruhigt hatte, „daß Sie eine sehr geschickte Frau sind."

„Ich wollte, ich wäre es wirklich, um Ihren Dank verdienen zu können."

„Ich weiß, daß Sie in Ihrer Kunst so weit gekommen sind, als irgend möglich."

„Man hat Ihre ergebenste Dienerin vielleicht zu sehr gerühmt."

„Ich weiß ferner, daß Sie es dahin gebracht haben, in die Zukunft sehen zu können."

„Was das betrifft, so ist es damit nichts."

„Aber man hat mir doch gesagt ..."

„Man hat Sie getäuscht."

„Warum wollen Sie leugnen und schon jetzt mir Ihre Dienste entziehen?"

Louise Goillard weigerte sich lange, denn sie konnte es nicht begreifen, daß ein so vornehmer Mann an Prophezeiungen glaube, die sie nur dem ungebildeten Volk und reichen Bauern aufzutischen wagte; allein der Marquis drang so sehr in sie, daß sie zuletzt nicht wußte, was sie denken solle.

„Hören Sie mich," sagte er, „es ist überflüssig, das Sie sich mir gegenüber verstellen; wir spielen ein Spiel, in welchem Sie Tausend gegen Eins gewinnen. Uebrigens verlange ich durchaus nicht, daß Sie mir umsonst gefällig sind."

Er stellte ein Säulchen Gold auf den Tisch. Die Hebamme gab klein bei, daß sie zuweilen Versuche gemacht und astrologische Rechnungen angestellt, um die Zukunft zu entschleiern, und dies Geschäft nur zu ihrem Vergnügen getrieben habe. Das Geheimniß ihrer strafbaren Praxis war so zum Theil schon verrathen.

„Nun, wenn das so ist," erwiderte der Marquis, „so müssen Sie schon wissen, in welcher Lage ich mich befinde; daß ich mich

durch eine glühende Leidenschaft verleiten lassen, die Gastfreundschaft eines Edelmanns gemißbraucht und die Tochter desselben in seinem eignen Hause verführt habe. Das arme Mädchen läuft nun Gefahr, durch ihre Schwangerschaft und die Entdeckung derselben Ehre und Leben zu verlieren."

Die Matrone antwortete, man könne nichts ohne ganz besondere Befragungen des Schicksals von einer Person wissen, und holte, um den Marquis desto besser hinters Licht zu führen, ein mit sonderbaren Bildern und Zahlen bemaltes Kästchen. Sie nahm aus dem Kästchen mehrere Figuren, stellte sie zusammen und sagte, nachdem sie einige Augenblicke vor sich hin gesehen hatte, es sei in der That, wie der Marquis gesagt. Um ihn noch mehr in Schreck zu setzen, sagte sie, daß er noch manches andere Unglück, größer, als das ihm bevorstehende, zu erdulden habe, und daß es leicht sei, dem vorzubeugen, wenn er sich nur fleißig mit ihr berathen wolle.

„Ich fürchte nur ein Unglück," antwortete der Marquis, „daß das Mädchen, welches ich liebe, der Schande anheimfällt; giebt es denn kein Mittel, den gewöhnlichen Folgen einer Schwangerschaft und Entbindung vorzubeugen?"

„Ich kenne keines," sagte die Matrone.

„Es ist dem Fräulein gelungen, ihre Schwangerschaft zu verheimlichen, und sie könnte vielleicht ganz im Stillen ihr Wochenbett überstehen."

„Dabei würde ihr Leben gefährdet, und ich mag mit einer so mißlichen Sache nichts zu thun haben."

„Ich sollte meinen," fuhr der Marquis fort, „daß eine Niederkunft durch ein Mittel ganz schmerzlos vorübergehen könnte."

„Ich kenne kein Mittel, und wenn ich eins wüßte, würde ich mich fürchten, dasselbe anzuwenden."

„Sie täuschen mich, Sie kennen dies Mittel und haben es bei Jemand angewandt, den ich Ihnen nennen könnte."

„Wer wagt es, mich so zu verleumden? Ich richte mich stets nach den Vorschriften der medicinischen Facultät; denn das möge Gott verhüten, daß ich mich verdammen und vielleicht gar aus Frankreich jagen ließe."

„Sie wollen mich also umkommen lassen vor Verzweiflung? Wenn ich im Stande wäre, von Ihren Geheimnissen einen schlechten Gebrauch zu machen, so hätte ich es schon gekonnt. Ich beschwöre Sie und bitte Sie, mir zu sagen, was die Geburtsschmerzen verringert. Verlangen Sie noch mehr Geld? Da nehmen Sie."

„Nun, wir wollen sehen," sagte die Matrone, „es giebt vielleicht ein Mittel, das ich erfunden zu haben glaube, dessen ich mich aber noch nie bedient habe."

„Wenn Sie es noch nie angewandt haben, so ist es am Ende gefährlich und setzt das Leben aufs Spiel."

„Wenn ich sage nie, so meine ich damit, daß ich es nur einmal und zwar mit dem besten Erfolg angewandt habe; Sie können ganz unbesorgt sein."

„O!" rief der Marquis, „dann würde ich Ihnen auf ewig verpflichtet sein. Allein, wie wäre es, wenn man der Niederkunft selbst vorbeugen und schon jetzt die Anzeichen der Schwangerschaft vertreiben könnte?"

„Um Gotteswillen, mein Herr! Das ist ja ein schweres Verbrechen."

„Ach!" rief der Marquis, „lieber will ich schon mich selber eines theuern Kindes berauben, eines Unterpfandes unserer Liebe, als einem Unglücklichen das Leben gegeben haben, der am Ende gar seine Mutter tödtet."

„Ich bitte Sie um Alles in der Welt, lieber Herr, schon daran zu denken, ist eine schreckliche Sünde. Aber was rede ich, soll ich zwei Personen und vielleicht gar eine ganze Familie zu Grunde richten?"

„Ich flehe Sie an, beste Frau, reißen Sie mich aus dieser schrecklichen Noth!“ Der Marquis bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Ihre Verzweiflung bewegt mein Herz; aber bedenken Sie, daß das, was Sie von mir verlangen, mir leicht ans Leben gehen kann, daß die Todesstrafe ...“

„Ach, was sprechen Sie von Todesstrafe; muß ich nicht selbst daran denken, daß Alles geheim bleibt?“

„Nun, ich könnte vielleicht ... Aber in diesem Falle müßten Sie mir Sicherheit verschaffen gegen die Confiscation meines Vermögens und mir behülflich sein, das Land zu verlassen.“

„O, wenn's weiter nichts ist! Mein halbes Vermögen soll Ihnen gehören.“ Mit diesen Worten warf er den ganzen Geldbeutel auf den Tisch.

„Nun, in diesem Falle will ich, um Ihnen aus der Noth zu helfen, einen Trank nebst Vorschrift geben, welcher jene Dame augenblicklich von ihrer Last befreit; aber sie muß sehr vorsichtig sein und pünktlich alle Regeln befolgen, welche ich Ihnen angeben werde. Nur in so verzweifelten Fällen, wie dieser, wage ich es ...“

Sie holte ein Fläschchen aus ihrem Schrank, reichte es ihm und sagte: „Dieser Saft hat noch nie seine Wirkung verfehlt.“

„Dank, Dank, beste Frau! Sie retten uns Ehre und Leben. Aber nun sagen Sie mir auch, wie man sich des Trankes bedient.“

„Die Kranke muß,“ sagte die Hebamme, „am ersten Tage einen Löffel voll nehmen, am zweiten zwei, am dritten aber ...“

„Das behalte ich nicht; ich bitte, schreiben Sie es mir lieber in meine Brieftasche.“

Die Hebamme schwankte noch einen Augenblick; allein als die Brieftasche sich öffnete, fiel ein Schein von 500 Francs heraus, den der Marquis ihr hinreichte.

„Nehmen Sie ihn,“ sagte er, „da er einmal herausgefallen ist, lohnt es nicht der Mühe, ihn wieder hineinzustecken.“

Dies letzte Geschenk beseitigte alle Bedenken, und sogleich schrieb sie alle Vorschriften in die Brieftasche des Marquis.

Der Marquis steckte das Fläschchen ein und nahm die Brieftasche, um zu sehen, ob das ganze Recept darin stehe, und wandte sich dann mit teuflischem Lächeln wieder zur Hebamme:

„Jetzt habe ich Euch fest, mein Schätzchen."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte die Hebamme verwundert.

„Ich will damit sagen, daß Ihr eine schändliche Hexe und eine elende Giftmischerin seid; ich will damit sagen, daß ich ein Beweismittel für Eure Verbrechen habe, und daß Ihr mir entweder blindlings gehorchen, oder auf dem Scheiterhaufen sterben müßt."

„Gnade, Gnade!" rief die Matrone und sank vor ihm auf die Kniee.

„Ob Ihr begnadigt werdet oder nicht, darüber habe ich jetzt allein zu verfügen."

„Was verlangen Sie denn von mir? Ich bin ja zu Allem bereit."

„Jetzt kommt an mich die Reihe, Euch meine Geheimnisse mitzutheilen; nur werde ich mich hüten, sie aufzuschreiben."

„Sprechen Sie, gnädiger Herr."

„So setzen Sie sich und hören Sie zu."

Die Hebamme stand auf und nahm einen Stuhl.

„Ich sehe, Sie verstehen mich jetzt," sagte der Marquis; „auf der einen Seite das Gefängniß, die Folter und der Scheiterhaufen; auf der andern dreimal so viel Geld und ein gutes Auskommen zeitlebens."

Die Augen der Hebamme fingen jetzt wieder an freudig zu leuchten; sie dankte ihm mit einem freudigen Kopfnicken und einem Ausdruck, als wollte sie sagen: jetzt bin ich Euer mit Leib und Seele.

„In einem Schloß, welches dreißig Stunden von hier entfernt liegt," sagte der Marquis und heftete einen forschenden Blick auf

die Augen der Hebamme, „ist eine vornehme Dame seit mehreren Monaten schwanger; die Geburt dieses Kindes ist mir unangenehm. Euch soll die Entbindung aufgetragen werden. Ich werde Alles angeben, was zu thun ist, und Ihr werdet Alles thun, was ich angebe. Zunächst müssen wir noch diese Nacht abreisen, meine Pferde stehen wenige Schritte von hier. Ich bringe Euch an einen Ort, wo Ihr auf meine Befehle zu warten habt; sobald es Zeit ist, sollt Ihr benachrichtigt werden. Es soll Euch an nichts fehlen, und auf Geld soll es mir nicht ankommen."

„Ich bin bereit," sagte die Hebamme.

„Ihr wollt mir in jedem Stück gehorsam sein?"

„Ja, ich schwöre es."

„So wollen wir gleich abreisen."

Sie bat nur um so viel Zeit, etwas Wäsche mitzunehmen, verwahrte ihre Arzneien sorgfältig, verriegelte und verschloß Alles und verließ dann mit dem Marquis das Haus. Eine Viertelstunde später galoppirte sie an der Seite des Marquis in die Nacht hinaus, ohne zu wissen, wohin.

In drei Tagen war der Marquis wieder nach Saint Géran zurückgekehrt, wo er die Familie des Grafen ebenso wieder fand, wie er sie verlassen, nämlich Wochen, Tage und Stunden zählend, die noch bis zur Niederkunft der Gräfin verfließen mußten. Er entschuldigte sich, daß er so plötzlich abgereist, und erzählte, als er bei Tische von seiner Reise sprach, daß ein Ereigniß in der ganzen Gegend, wo er gewesen, viel Aufsehen gemacht habe. Eine vornehme Dame war plötzlich von den heftigsten Geburtsschmerzen ergriffen worden und kein Arzt hatte ihr zu helfen gewußt; als sie schon zu sterben gedacht, ließ man eine bei den Landleuten sehr bekannte Hebamme kommen, welche bisher noch in kein vornehmes Haus gerufen war. Diese Frau war mit großer Bescheidenheit und Mißtrauen gegen sich selbst aufgetreten; als sie aber kaum einige Anordnungen getroffen, hatten die Schmerzen der Kranken

wie durch Zauberei aufgehört, dieselbe sich außerordentlich wohl befunden, und nach einer Stunde war sie glücklich von einem Knaben entbunden. Nach der Entbindung jedoch stellte sich ein hitziges Fieber ein und brachte die junge Mutter noch einmal an den Rand des Grabes. Die Aerzte vermochten wieder nichts auszurichten, und man wandte sich noch einmal an die Hebamme. In drei Wochen war die Kranke vollkommen wieder hergestellt, und das hatte der Hebamme bald einen so großen Ruf verschafft, daß man in jener Gegend jetzt überall von der geschickten Frau spreche.

Bei dem Zustande der Gräfin war diese Erzählung der ganzen Familie natürlich höchst interessant. Die Marschallin meinte, man habe oft Unrecht, die anspruchslosen Dorfgelehrten zu verspotten, da sie oft durch ihre Erfahrung und ihren gesunden Sinn hinter Geheimnisse kämen, welche die Doctoren oft mit aller ihrer Gelehrsamkeit nicht zu enträthseln vermöchten. Der Graf rief, diese Frau müsse er im Hause haben, es koste was es wolle; dann sprach man wieder von etwas Anderem, und der Marquis war am meisten bemüht, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, da es ihm genügte, die Gedanken seiner Verwandten in bestimmter Richtung erregt zu haben.

Nach dem Essen redete der Graf ihn an:

„Sie sprachen eben von einer geschickten Hebamme; könnte ich dieselbe nicht hier haben?“

„Ich glaube,“ antwortete der Marquis, „die Wahl wäre gut, und schwerlich dürfte in der Umgegend eine geschicktere Frau zu finden sein.“

„Ich habe große Lust, sie gleich jetzt kommen zu lassen und sie bis zur vollständigen Genesung der Kranken bei mir zu behalten. Wissen Sie, wo sie zu finden ist?“

„Sie wohnt auf einem Dorfe; doch weiß ich nicht, in welchem.“

„Wissen Sie wenigstens ihren Namen?“

„Ich kann mich nicht recht auf denselben besinnen; Louise

Boyard, glaube ich, oder Polliard, ich weiß es nicht mehr genau."

„Wie, Sie haben nicht einmal den Namen behalten?"

„Ich hörte die Erzählung und weiter nichts. Wer kann alle Namen behalten."

„Haben Sie denn nicht gleich an die Gräfin gedacht?"

„Jene Gegend ist so weit entfernt. Es fiel mir nicht ein, daß Sie die Frau so weit herholen könnten, und dann glaubte ich auch, Sie hätten sich auch schon nach einer andern Hebamme umgesehen."

„Wie finden wir sie aber auf?"

„O, das soll nicht schwer fallen; mein Bedienter ist in der Gegend bekannt und soll sie aufsuchen, wenn es Ihnen recht ist."

„Wenn es mir recht ist! Gleich soll er abreisen."

Noch an demselben Abend bekam der Bediente den Auftrag. Man kann sich denken, daß er nicht weit zu reisen hatte, um die zu finden, die er holen sollte; trotzdem aber blieb er drei Tage aus, und nach Verlauf derselben wurde Louise Goillard im Schlosse aufgenommen.

Sie war eine Frau von einfachem, ernstem Aussehen, die sich zunächst das allgemeine Vertrauen zu erwerben suchte. Die schändlichen Pläne des Marquis und der Frau von Bouillé schienen daher einen vollständigen Erfolg haben zu wollen. Ein Zufall hätte sie leicht überflüssig machen und durch ein großes Unglück ein größeres Verbrechen abwenden können. Die Gräfin verwickelte sich mit den Füßen in einen Teppich, als sie eben in ihr Zimmer treten wollte, und fiel schwerfällig zu Boden; doch hatte dies weiter keine Folgen und gab nur den Nachbarn Gelegenheit, ihre Theilnahme zu bezeigen. Dies geschah gegen Ende des siebenten Monats.

Endlich nahte der Augenblick der Entbindung, zu dem schon längst Alles vorbereitet war. Der Marquis hatte die Zeit gut benutzt, um der Frau von Bouillé alle Gewissensvorwürfe auszu-

reden; oft hatte er auch heimlich mit Louise Goillard gesprochen und ihr seine Anweisungen mitgetheilt; doch sah er ein, daß er vor allen Dingen Baulieu, den Haushofmeister, für sich zu gewinnen suchen müsse. Baulieu hatte schon im vorigen Jahre mit ihm auf vertraulichem Fuße gestanden; eine bedeutende Summe Geld und schöne Versprechungen gewannen ihn ganz. Der Elende trug kein Bedenken, sich in ein Complott gegen den Gebieter einzulassen, welchem er Alles verdankte. Die Marquise ihrerseits, welche Saint Mairent täglich anfeuerte, wußte für den schändlichen Plan die beiden Quinets zu gewinnen, so daß die arme gräfliche Familie rings von Verrätherei umgarnt war.

Am **16.** August **1641** wurde die Gräfin von Saint Géran, als sie eben in der Schloßcapelle die Messe hörte, von Geburtswehen ergriffen. Man trug sie sogleich in ihr Zimmer, die weibliche Dienerschaft eilte herbei, und die Marschallin machte ihr selbst das Haar zurecht, wie es gewöhnlich bei Wöchnerinnen geschieht, da sie lange Zeit nicht gekämmt werden dürfen.

Die Schmerzen wurden immer heftiger, und der Graf weinte bei dem Gewimmer seiner Frau wie ein Kind. Mehrere Personen waren zugegen, so unter anderen die beiden Töchter, welche die Marschallin in zweiter Ehe geboren, und von denen die eine, die jetzt **16** Jahre alt war, später den Herzog von Ventadour heirathete. Sie wollten zugegen sein bei der Niederkunft, welche einem so vornehmen, dem Aussterben nahen Geschlecht einen neuen Sprossen gab. Außerdem waren noch zugegen die Frau von Saligny, die Schwester des verstorbenen Marschalls von Saint Géran, der Marquis von Saint Mairent und die Marquise von Bouillé.

Die Hebamme besorgte fast Alles allein, und man gehorchte selbst ihren leisesten Andeutungen. Die Gräfin sprach kein Wort mehr und unterbrach das ängstliche Schweigen nur durch ihr schmerzliches Stöhnen. Frau von Bouillé, die sich besonders viel mit der Pflege der Kranken zu thun machte, meinte, die zahlreiche

Gesellschaft sei der Gräfin nicht zuträglich, nahm einen befehlshaberischen Ton an und sagte, es müßten Alle hinausgehen, und Niemand als die zu ihrer Pflege nothwendigen Personen dürften bei der Kranken bleiben. Selbst die beiden Kammerzofen der Gräfin mußten herausgehen. Nur die Marquise von Bouillé, die Hebamme und die Schwestern Quinet blieben im Krankenzimmer, so daß sich die Gräfin in den Händen ihrer ärgsten Feinde befand.

Es war sieben Uhr Abends; die Gräfin lag fast bewußtlos da. Der Graf und die Marschallin ließen sich alle Augenblicke nach ihrem Befinden erkundigen. Keiner von der Dienerschaft durfte jedoch in das Zimmer eintreten; man antwortete ihnen durch die Thür, daß Alles gut stehe, und es nicht mehr lange dauern werde, bis die heißesten Wünsche des Grafen erfüllt sein würden.

Drei Stunden später erklärte die Hebamme, daß die Gräfin die Entbindung nicht überleben könne, wenn man ihr nicht einige Augenblicke Ruhe verschaffe, und gab ihr einige Löffel voll Arznei, nach der die Gräfin in einen so festen Schlaf sank, daß sie wie todt aussah, und die jüngste Quinet wirklich glaubte, man habe sie vergiftet, bis Frau von Bouillé sie beruhigte.

Unterdeß lief der Marquis von Saint Mairent unruhig im Schlosse hin und her, von jener Todesangst befallen, die fast Jeder empfindet, wenn er im Begriff ist, ein schweres Verbrechen zu begehen.

Die Marschallin sah sich bei ihrem vorgerückten Alter genöthigt, etwas zu ruhen; der Graf wachte, schrecklich ermüdet, in einem Zimmer, neben dem, in welchem man zu vernichten suchte, was er Liebstes auf der Welt hatte.

Die Gräfin gebar, ohne aus ihrem Todesschlafe zu erwachen, einen Knaben, der, ohne daß seine Mutter ihn vertheidigen konnte, unmittelbar aus ihrem Leibe in die Hände seiner Feinde fiel. Die Thür ging auf und der Haushofmeister Baulieu trat herein.

Die Hebamme war unter einem Vorwande mit dem Kinde in

einen dunkeln Winkel gegangen. Baulieu bemerkte eine ihrer Bewegungen, sprang schnell auf sie zu und fiel ihr in den Arm; die Elende wollte dem Knaben eben ihre Finger in den weichen Schädel drücken. Der Haushofmeister entriß ihr das arme Kind noch zur rechten Zeit, allein zeitlebens hat dasselbe die Spuren der Finger am Kopfe behalten.

Vielleicht konnte sich die Marquise von Bouillé nicht entschließen, ein so schweres Verbrechen zuzulassen. Andere haben, vielleicht mit größerem Recht, gemeint, daß der Haushofmeister es auf Befehl des Marquis von Saint Mairent verhindert, der vermuthlich aus Mißtrauen gegen die Versprechungen der Frau von Bouillé, nach dem Tode ihres Gemahls ihn zu heirathen, das Kind leben lassen wollte, um durch die Drohung, es zum Vorschein zu bringen, sie zum Worthalten zu nöthigen. Andere Gründe können einen Menschen von seinem Schlage nicht füglich bewogen haben, sich mit solcher Sorgfalt seines Opfers anzunehmen.

Baulieu ließ das Kind einwindeln, legte es in einen Korb, nahm es unter seinen Mantel und kehrte mit seiner Beute zum Marquis zurück. Sie beriethen sich eine Weile mit einander, dann ging der Haushofmeister durch eine niedrige Thür, welche in die Gräben des Schlosses führte, erstieg eine Terrasse und gelangte über einen Steg in den Park, zu dessen Thoren er die Schlüssel bei sich führte. Dann bestieg er ein Racepferd und jagte davon.

An demselben Tage kam er eine Meile von Saint Géran durch das Dorf Gerochles, wo er das Kind von der Frau eines Handschuhmachers säugen ließ. Ebenso verfuhr er gegen Abend in einem andern Dorfe und reiste so nach der Auvergne. Unterwegs traf er, als sein Pferd schon sehr ermüdet war und das Kind die Bewegung beim Reiten nicht länger aushalten zu können schien, auf einen Kärrner aus der Stadt Aigueperce, der nach Riom fuhr. Er wurde mit demselben einig, band das Pferd an den Wagen und stieg, das Kind im Arme, auf das Fuhrwerk.

Das Kind wurde in Descoutour von Gabriele Moinot genährt, der man einen Monat vorausbezahlte, sie behielt es jedoch nur sieben oder acht Tage, weil man ihr den Vater und die Mutter nicht nennen, auch den Ort nicht angeben wollte, wo ihr Säugling her sei. Durch diese Frau wurde es weiter bekannt, und es wollte sich keine andere Amme für das Kind finden.

Der Schlaf der Gräfin dauerte bis zum Tagesanbruch. Als sie erwachte, fühlte sie sich zwar schwach und sah sich voll Blut, bemerkte aber doch an der großen Erleichterung ihres Leibes, daß sie von ihrer Last befreit sei. Ihre ersten Worte waren: „Wo ist mein Kind?“ Die Hebamme anwortete ihr, während die beiden Mädchen sich abwendeten, um ihre Schamröthe zu verbergen, mit großer Kaltblütigkeit, sie sei gar nicht niedergekommen. Die Gräfin behauptete das Gegentheil, und da sie sehr aufgebracht zu sein schien, bemühte sich die Hebamme sie zu beruhigen, versicherte, daß die Geburt nicht mehr lange ausbleiben könne und aus allen Anzeigen, die man während der Nacht wahrgenommen, zu schließen sei, daß sie einen Knaben zur Welt bringen werde. Dies Versprechen beruhigte den Grafen und die Marschallin, blieb jedoch erfolglos bei der Gräfin, welche fest darauf bestand, schon geboren zu haben.

An demselben Morgen begegnete ein in dem Schlosse dienendes Mädchen einer Frau, welche mit einem Päckchen unter dem Arm in den Schloßgraben hinunterstieg. Sie erkannte die Hebamme, fragte, was sie trüge und wo sie so früh hinwolle. Die Hebamme antwortete: sie sei sehr neugierig; was sie unter dem Arme trage, sei nichts. Allein das Mädchen that, als nehme sie diese Antwort übel und zupfte, bevor die Hebamme sie daran hindern konnte, einen Zipfel des Päckchens heraus und sah, daß blutige Wäsche darin war.

„Die gnädige Frau ist also niedergekommen?“ fragte sie die Hebamme.

„Nein,“ erwiderte diese lebhaft, „was fällt Dir ein?“

Die Aussage dieses Mädchens wurde später eines der wichtigsten Zeugnisse.

Am folgenden Tage wurde die Gräfin noch aufgebrachter und verlangte unter Thränen und Geschrei, man solle ihr wenigstens sagen, was aus ihrem Kinde geworden. Die Hebamme erwiderte kaltblütig: der Vollmond habe sich der Niederkunft widersetzt, man müsse auf abnehmendes Licht warten, dann würde die Geburt leicht vor sich gehen.

Die Leidenschaftlichkeit kranker Leute pflegt selten großes Vertrauen einzuflößen; dennoch aber würde die Gräfin alle Welt überzeugt haben, hätte die Marschallin nicht erzählt, sie erinnere sich, daß sie während einer ihrer Schwangerschaften am Ende des neunten Monats alle Vorzeichen der Niederkunft an sich gesehen und doch erst sechs Wochen später geboren habe.

Der Marquis und Frau von Bouillé vernachlässigten nichts, um die Gemüther zu beruhigen; allein die Gräfin widersprach unaufhörlich, und Alle wurden sehr unruhig über ihren fortwährenden Zorn. Die Matrone, die nicht mehr wußte, wie sie Zeit gewinnen solle und bei dieser unerschütterlichen Ueberzeugung der Frau von Saint Géran alle Hoffnung verlor, kam auf den Gedanken sie umzubringen, sagte: das Kind habe bereits alle möglichen Anstrengungen gemacht, um zur Welt zu kommen, und werde ohne Zweifel durch eigenthümliche Umstände, welche sie näher angab, im Mutterleibe zurückgehalten; sie müsse sich einige Leibesbewegung machen, um es zu befreien. Die Gräfin wollte dieser Verordnung nicht nachkommen; allein der Graf, die Marschallin und die ganze Familie bat so inständig, daß sie nachgeben mußte.

Man setzte sie in eine Kutsche und fuhr sie einen ganzen Tag über Sturzäcker und über Gräben spazieren. Sie wurde so zusammengerüttelt, daß sie den Athem verlor, und nur ihr besonders starker Körperbau ließ sie trotz des krankhaften Zustandes diese Folter überstehen. Dieß war noch nicht genug, die Hebamme gab

ihr gewaltsame Mittel ein, um ihre Milch versiechen zu machen, aber sie überstand alle Mordversuche und wurde langsam wieder hergestellt.

In Paris lebte ein Waffenschmied, welcher sich rühmte, durch einen seiner Brüder mit einem vornehmen Hause in Verbindung zu stehen, und der die Tochter eines Schauspielers, Marie Pigoreau, zur Frau hatte. Dieser Mann starb in Dürftigkeit und hinterließ eine Wittwe mit zwei Kindern. Der Ruf der Pigoreau war eben nicht der beste, und Niemand wußte, wovon sie lebte. Eine Zeitlang war sie abwesend; bald darauf besuchte sie ein dicht in seinen Mantel verhüllter unbekannter Mann zu wiederholten Malen; seit dem nahm ihr Wohlstand sichtbar zu; man bemerkte bei ihr werthvolle Kleidungsstücke, besonders ausgezeichnet feine Windeln, und erfuhr endlich, daß sie ein fremdes Kind erziehe. In derselben Zeit hatte sie 2000 Livres in Verwahrung gegeben und wenige Tage nach ihrer Rückkehr war sie mit dem Kinde nach der St. Johanneskirche gegangen, um es taufen zu lassen.

Das Kind lebte und wuchs groß unter dem Namen Heinrich und galt, bis es zwei und ein halb Jahr alt war, für einen jüngern Sohn der Pigoreau. Entweder hatte sie nach der Zeit die 2000 Livres aufgebraucht, oder sie war nur so lange verpflichtet gewesen, dasselbe zu erziehen, kurz, sie beschloß, sich den Jungen vom Halse zu schaffen.

Man hatte diese Frau sagen hören, ihr erster Sohn mache ihr wenig Sorgen, weil das Glück des zweiten so gesichert sei, und als man ihr vorstellte, daß sie doch lieber den zweiten behalten möge, wenn sie sich doch schon von einem von Beiden trennen müsse, antwortete sie, das hinge nicht von ihr ab, dieser habe einen reichen Verwandten zum Pathen, der nur mit ihm zu thun haben wolle. Von diesem Verwandten sprach sie oft und sagte, er sei Haushofmeister bei einer vornehmen Familie.

Eines Morgens meldete der Schweizer des Hotels Saint Géran

Baulieu, daß eine Frau mit einem Kinde ihn sprechen wolle. Baulieu war wirklich der Bruder des Waffenschmieds und der Pathe des zweiten Sohnes der Pigoreau. Man wird leicht errathen, daß er der Unbekannte war, welcher ihr das vornehme Kind anvertraut und er es öfter bei seiner Amme besuchte. Die Pigoreau hatte mit ihm eine lange Unterredung, nach welcher der Haushofmeister offenbar sehr bewegt das Kind nahm und der Amme sagte, sie möchte einige Schritte vom Hotel entfernt an einer bestimmten Stelle auf Antwort warten.

Baulieu's Frau fing an zu lärmen vor Unwillen, als er ihr diesen Familienzuwachs brachte; doch gelang es ihm, sie zu beruhigen, indem er ihr vorstellte, wie schwer das Kind seiner Schwägerin fallen müsse, wie leicht ihnen dagegen in einem Hause, wie dem des Grafen, ein solches gutes Werk sei. Dann ging er zu seiner Herrschaft und bat um die Erlaubniß, das Kind in ihrem Hause zu erziehen. In seine wohlbegründete Angst mischte sich ein Gefühl von Reue, welches ihm selbst die Angst seines Gewissens in Etwas erleichterte.

Anfangs widersetzten sich der Graf und die Gräfin seinem Vorhaben und meinten, da er schon fünf Kinder habe, solle er sich nicht diese neue Last auf den Hals laden. Aber er bat sie so inständig, daß sie in sein Verlangen einwilligten. Die Gräfin wollte das Kind sehen und befahl, da sie eben nach Moulins reisen wollte, dasselbe in den Wagen ihrer Kammerfrauen zu geben. Als man es brachte, rief sie aus:

„Welch' ein schönes Kind!“

Der Knabe hatte blondes Lockenhaar, große blaue Augen und sehr regelmäßige Züge. Sie liebkoste ihn auf das Zärtlichste, und auch das Kind schien gleich besonders zu ihr hingezogen.

„Ich will es lieber in meinen Wagen nehmen!“ rief sie Baulieu zu.

Als sie im Schloß Saint Géran angekommen, wurde ihre

Zärtlichkeit für Heinrich mit jedem Augenblicke größer. Oft sah sie ihn traurig an, drückte ihn dann ans Herz und behielt ihn oft lange in den Armen. Auch der Graf theilte diese Zärtlichkeit für Baulieu's vorgeblichen Neffen. Er wurde fast an Kindesstatt angenommen und ganz erzogen wie ein Sohn vornehmer Aeltern.

Obgleich der alte Marquis von Bouillé längst gestorben, hatten sich doch der Marquis von Saint Mairent und Frau von Bouillé nicht geheirathet. Sie schienen diesen Plan ganz aufgegeben zu haben. Bei der Marquise waren wahrscheinlich gewisse Bedenklichkeiten Schuld, und der Marquis mochte seine ausgelassene Lebensart nicht aufgeben. Man glaubt, daß Verpflichtungen anderer Art und besonders beträchtliche Summen ihn für den Wortbruch entschädigten.

Er durchstrich um diese Zeit das Land und machte dem Fräulein Jacqueline de la Garde den Hof, deren Liebe er gewonnen und die er so weit gebracht hatte, daß sie ihre Schwangerschaft nicht mehr verheimlichen konnte. Der Marquis bot ihr den Beistand einer Matrone an, welche die Wöchnerinnen schmerzlos entbinde und hierin schon vielfache Erfahrungen gemacht habe. Gegen dies Fräulein hatte sich Saint Mairent mehrmals gerühmt, daß er den Sohn eines Provinzialgouverneurs, den Enkel eines Marschalls von Frankreich, habe entführen lassen; zugleich erwähnte er, daß die Marquise von Bouillé ihm ihr Vermögen verdanke.

Lange Zeit hatte der Marquis Frau von Bouillé nicht gesehen; die gemeinschaftliche Gefahr rief sie wieder zusammen. Mit Schrecken erfuhren Beide, daß Heinrich in Saint Géran sei, beriethen sich über diesen Gegenstand, und der Marquis beschloß, die Gefahr schnell aus dem Wege zu schaffen. Doch wagte er nichts Auffälliges gegen das Kind zu unternehmen, was jetzt auch schwer gehalten hätte, da manche Umstände von seinem Lebenswandel bekannt geworden waren und die Familie Saint Géran ihn nicht mehr besonders warm aufnahm. Baulieu, der täglich ein Zeuge

von der Zärtlichkeit war, welche der Graf und die Gräfin dem kleinen Heinrich bezeigten, war hundertmal nahe daran, sich zu verrathen und Alles zu gestehen; denn sein Herz wurde von Gewissensbissen zerfleischt. Es entschlüpften ihm Aeußerungen, welche er glaubte, ohne Gefahr laut werden lassen zu dürfen, da schon so viele Jahre seit dem Verbrechen verflossen. Bald sagte er, das Leben und die Ehre der Frau Marquise von Bouillé liege in seinen Händen, bald wieder, daß der Graf und die Gräfin mehr Ursache hätten, Heinrich zu lieben, als sie selbst glaubten. Eines Tages legte er einem Geistlichen die Gewissensfrage vor: Ob ein Mann, der bei der Unterschlagung eines Kindes behülflich gewesen, seine Schuld wieder gut mache, wenn er es den Aeltern wiedergäbe, ohne es ihnen zu erkennen zu geben? Man weiß nicht, was der Geistliche ihm antwortete, allein allem Anschein nach mußte es nichts Beruhigendes gewesen sein. Als ein Steuerbeamter aus Moulins ihm Glück wünschte zu einem Neffen, den seine Herrschaft mit so viel Gunstbezeigungen überhäufte, antwortete er, sie hätten auch Grund, ihn zu lieben, da er sie sehr nahe anginge.

Diese Aeußerungen hörten andere Personen, als die, welchen sie lieb sein mußten. Eines Tages kam ein fremder Weinhändler zu Baulieu und bot ihm ein Faß spanischen Wein zum Kauf an; zur Probe ließ er ihm ein kleines Fläschchen. Denselben Abend wurde der Haushofmeister sehr krank, so daß man ihn in sein Bett bringen mußte und er sich unter schrecklichen Schmerzen herumwand. Ein einziger Gedanke beherrschte ihn, wenn ihn die Schmerzen etwas zur Besinnung kommen ließen; mehrmals äußerte er, er möchte den Graf und die Gräfin eines schweren Betruges wegen, den er sich habe zu Schulden kommen lassen, um Verzeihung bitten. Die sein Bett Umstehenden meinten, es würde wohl nicht so viel zu bedeuten haben, er solle sich seine letzten Augenblicke nicht verbittern; allein er bat so dringend, daß man seinen Wunsch dem Grafen melden mußte.

Der Graf glaubte, es handele sich um irgend einen kleinen Betrug, um eine bei Einkäufen unterschlagene Summe, fürchtete, den Tod des Unglücklichen durch die Schaam und das Geständniß zu beschleunigen, und ließ ihm sagen, er wolle nicht zu ihm kommen, er solle ruhig sterben, ihm sei vergeben. Baulieu nahm sein Geheimniß ins Grab mit.

Das Kind war damals sieben Jahre alt; der Graf und die Gräfin gewannen es täglich mehr lieb. Er bekam Unterricht im Tanzen und in der Fechtkunst, mußte ein Pagenkleid anlegen und seinen Aeltern als Edelknabe dienen.

Sicher hätte der Marquis seine Schändlichkeiten bald durch ein neues Verbrechen vermehrt, wäre nicht die Gerechtigkeit endlich auf mehrere andere von ihm begangene Scheußlichkeiten aufmerksam geworden. Er wurde verhaftet, als er eines Tages gerade auf der Straße mit einem Bedienten der Familie Saint Géran sprach, und in die Conciergerie abgeführt.

Um diese Zeit gingen in der Provinz Bourbon verschiedene Gerüchte über den Zusammenhang der oben erwähnten Ereignisse um und kamen auch dem Grafen und der Gräfin zu Ohren, und sie erneuerten dabei nur ihren alten Schmerz, ohne sie der Wahrheit auf die Spur zu führen.

Der Graf reiste in das Bad Vichy; die Gräfin und Frau von Bouillé begleiteten ihn; der Zufall wollte es, daß sie dort Louise Goillard, die Hebamme, trafen. Während ihres dortigen Aufenthaltes besuchte dieselbe öfters Frau von Bouillé. Eines Tages trat plötzlich die Gräfin in ihr Zimmer und überraschte die beiden Frauen bei einem geheimnißvollen Gespräch; Beide schwiegen augenblicklich still und schienen etwas außer Fassung gebracht; die Gräfin fragte, ohne jedoch etwas zu argwöhnen, welches der Gegenstand ihrer Unterhaltung gewesen sei.

„Ach, es war nichts!“ sagte die Marquise.

„Was habt Ihr denn?“ fragte die Gräfin noch einmal mit verwundertem Tone, da sie ihre Schwägerin erröthen sah.

Die Marquise konnte jetzt einer Antwort nicht ausweichen und wurde noch verlegener.

„Frau Goillard freut sich, daß mein Bruder sie nicht unfreundlich empfangen hat.“

„Warum?“ fragte die Gräfin und wandte sich an die Hebamme; „weshalb fürchteten Sie, daß mein Mann Sie unfreundlich empfangen würde?“

„Ich besorgte,“ antwortete Louise Goillard sehr ungeschickt, „er würde gegen mich eingenommen sein wegen der Umstände, die sich zutrugen, als wir glaubten, daß Sie niederkommen sollten.“

Die Dunkelheit dieser Worte und die Verwirrung der beiden Frauen machten die Gräfin aufmerksam; doch suchte sie ihre Gedanken zu verbergen und brach das Gespräch ab; allein ihre Bewegung war der Marquise nicht entgangen. Diese ließ schon am folgenden Tage anspannen und kehrte auf ihr Landgut Lavoine zurück; diese Ungeschicklichkeit bestärkte den Verdacht.

Der erste Gedanke der Gräfin war, Louise Goillard verhaften zu lassen; doch sah sie ein, daß man in einer so ernsten Angelegenheit keinen leichtsinnigen Schritt thun dürfe, und berieth sich erst mit dem Grafen und der Marschallin. Ohne Aufsehen zu machen, ließ man die Hebamme kommen, um sie unvermuthet ins Verhör zu nehmen. Mehrmals widersprach sich dieselbe und verwickelte sich in Unwahrheiten. Ihre Fassungslosigkeit bewies zur Genüge, daß sie sich schuldig fühle. Man übergab sie dem Gericht, und der Graf von Saint Géran reichte bei dem Vicemarschall zu Moulins seine Klage ein.

Schon im ersten Verhör gestand die Hebamme, daß wirklich eine Geburt stattgefunden; doch behauptete sie, die Gräfin habe ein todtgebornes Töchterchen zur Welt gebracht, welches sie unter einem Stein dicht an der Scheune von Saint Géran verscharrt.

Der Richter, ein Arzt und ein Chirurgus untersuchten die beschriebene Stelle und mehrere andere in der Nähe; allein man fand weder den Stein, noch den Leichnam, noch irgend eine andere Spur.

Im zweiten Verhör versicherte Louise Goillard, die Gräfin sei nicht niedergekommen;

im dritten, sie habe ein Mondkalb geboren;

im vierten, sie habe einen Knaben zur Welt gebracht, welchen Baulieu in einem Korbe weggetragen;

im fünften behauptete sie, man habe ihr das Geständniß von der Niederkunft der Gräfin nur mit Gewalt ausgepreßt.

Keine ihrer Aussagen beschuldigte weder Frau von Bouillé, noch den Marquis von Saint Mairent.

Kaum aber war sie unter Schloß und Riegel, als sie ihren Sohn Guillemin zur Marquise sandte, um ihr die einfache Nachricht zu bringen, daß man sie verhaftet; sogleich schickte die Marquise ihren Hofcavalier, Herrn von Foresterie, an den Oberrichter, einen Todfeind des Grafen, der ihr seinen Rath geben sollte, wie sie, ohne sich persönlich zu betheiligen, der Hebamme zu Hülfe kommen könne. Derselbe schlug vor, das ganze Verfahren rückgängig zu machen und einen Befehl auszuwirken, der die fernere Instruction des Processes aufhebe. Es gelang der Marquise durch bedeutende Bestechungen, diesen Befehl auszuwirken.

La Foresterie sollte dann nach Rinet gehen, wo die Schwestern Quinet wohnten, um sich durch Geld ihres Schweigens zu versichern. Als nämlich die Aeltere den Dienst der Marquise verlassen, hatte sie ihr, im Vertrauen auf ihre Mitwissenschaft, mit der Faust gedroht und gesagt, es solle sie schon gereuen, sie aus ihrem Dienst gejagt zu haben; sie wolle Alles sagen, sollte sie auch gehenkt werden. Später hatten die Mädchen die Marquise bitten lassen, sie wieder in ihren Dienst zu nehmen; Frau von Bouillé sah sich genöthigt, ihnen zu willfahren; die Jüngere behielt sie als

Kammerzofe und die Aeltere verheirathete sie an ihren Haushofmeister.

Allein La Foresterie, der so hinter arge Geheimnisse kam, wurde es überdrüssig, im Dienst dieser Gebieterin zu stehen, und verließ ihr Haus. Die Marquise sagte ihm beim Abschied, wenn er auch nur ein Wort verrathe von dem, was er von den Quinet's gehört, so solle ihn Delisles, ihr Haushofmeister, mit hundert Dolchstößen durchbohren.

Sie glaubte sich jetzt hinreichend gesichert durch ihre Vorsichtsmaßregeln, aber ein gewisser Prudent Berger, ein Page des Marquis von Saint Mairent, ein Vertrauter seines Herrn, der denselben oft in der Conciergerie besuchte, verbreitete einiges Licht über die geheimnißvolle Angelegenheit. Sein Herr hatte ihm alle Einzelnheiten der Entbindung und des Kindesraubes erzählt.

„Es wundert mich, gnädiger Herr," sagte bei dieser Gelegenheit der Page, „daß Sie Ihr schon so vielfach belastetes Gewissen nicht wenigstens in dieser Angelegenheit erleichtern."

„Es ist auch meine Absicht," antwortete der Marquis, „das Kind seinem Vater wiederzugeben; ein Capuziner hat es mir befohlen, als ich ihm beichtete, den Enkel eines Marschalls von Frankreich und Sohn eines Provinzial-Gouverneurs geraubt und auf die Seite gebracht zu haben."

Der Marquis durfte sein Gefängniß von Zeit zu Zeit auf sein Ehrenwort, wiederzukommen, verlassen. Wem es bekaunt ist, wie sehr die damaligen Edelleute, selbst wenn sie Verbrecher waren, auf ihr Ehrenwort hielten, den wird dies nicht Wunder nehmen. Der Marquis führte seinen Pagen zu einem Kinde, das etwa sieben Jahre alt sein mochte, blonde Locken und blaue Augen hatte.

„Sieh' Dir dies Kind genau an," sagte er, „damit Du es wieder erkennst, wenn es darauf ankommt. Dies ist der Sohn des Grafen von Saint Géran."

Dies kam den Gerichten zu Ohren, die jetzt endlich bestimmte

Beweise in Händen zu haben glaubten; man schickte eiligst Beamte nach der Conciergerie, die jedoch nicht zum Marquis gelassen wurden, da er krank war und eben eine Unterredung mit einem Pfarrer hatte, der ihm die letzte Oelung geben sollte. Sie wollten eben wieder fortgehen, als der Pfarrer heraustrat und rief, man solle eiligst gewisse Personen herbeiholen, denen der Kranke ein Geheimniß zu entdecken habe; er sei in hoffnungslosem Zustande, denn er habe sich selbst vergiftet.

Man eilte in das Zimmer des Marquis. Er wand sich vor Schmerzen in seinem Bett herum und heulte wie ein wildes Thier.

„Ruft den Grafen ... die Gräfin von Saint Géran ... sie sollen schnell machen."

Die Beamten traten an ihn heran und baten ihn, Ihnen sein Geheimniß anzuvertrauen, allein der Marquis bekam wieder Zuckungen, und als er sich etwas erholte, rief er immer wieder nur:

„Die Gräfin soll kommen ... sie muß mir vergeben ... ich will Alles bekennen, ... ich will gestehen ..."

Er schrie laut auf und war todt.

Das Schicksal schien jeden Mund schließen zu wollen, der die Wahrheit hätte gestehen können. Doch bildete das Geständniß, welches er auf seinem Todtenbett gemacht, daß er dem Grafen von Saint Géran etwas Wichtiges zu entdecken habe, und die Erklärungen des Pfarrers ein gewichtiges Zeugniß. Jener Kärrner, die verschiedenen Ammen und Bedienten wurden vorgeladen; die ganze Reise, die das Kind gemacht und was sich auf derselben zugetragen, kurz, alle Ereignisse seit der Entbindung bis zur Ankunft Heinrich's im Dorfe Descoutour wurden genau festgestellt, und dies Alles zusammen brachte die Wahrheit fast unzweifelhaft an den Tag.

Auch die Marquise von Bouillé wurde vorgeladen, doch verwendete sich für sie der Graf von Saint Gérant selbst, da er es nicht über sein Herz bringen konnte, die leibliche Schwester der

Schande preiszugeben. Sie starb bald darauf und bewahrte ihr Geheimniß bis zum letzten Augenblick.

Der Richter von Moulins sprach endlich ein Urtheil, welches die Hebamme für überführt erklärte, das Kind der Gräfin von Saint Géran unterschlagen zu haben, und sie zur Tortur und zum Galgen verdammte. Die Hebamme appellirte gegen dies Urtheil und wurde in die Conciergerie gebracht; jetzt zweifelten der Graf und die Gräfin nicht länger, daß der Page ihr Sohn sei, zogen ihm die Livree aus und nannten ihn vorläufig einen Grafen von Palice.

Um diese Zeit meldete ein gewisser Sequeville der Gräfin, daß er eine für sie wichtige Entdeckung gemacht habe; im Jahre **1642** sei ein Kind in der Kirche St. Jean en Greve getauft, und eine Frau, Namens Marie Pigoreau, sei dabei hauptsächlich betheiligt gewesen. Man stellte Nachforschungen an und entdeckte, daß jenes Kind eine Zeit lang im Dorfe Torcy erzogen war. Der Graf erlangte eine Vollmacht, vor dem Richter von Torcy eine Untersuchung anzustellen, und traf alle Anstalten, sich auch den kleinsten Lichtstrahl von Wahrheit nicht entgehen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit äußerte eine der Schwestern Quinet in Gegenwart mehrerer Zeugen, der Graf suche in der Ferne, was er ganz nahe habe. Dadurch kam die Wahrheit immer glänzender an den Tag.

Das Kind wurde in Gegenwart mehrerer Gerichtsbeamten den verschiedenen Ammen und den Zeugen aus Torcy vorgestellt; Alle erkannten den Knaben wieder, theils an der Spur, welche die Finger der Hebamme auf seinem Schädel zurückgelassen, theils an seinen schönen blauen Augen und blonden Haaren. Jene unverlöschliche Spur des von der Hebamme beabsichtigten Verbrechens war der Hauptbeweis; zudem versicherten die Zeugen, daß die Pigoreau, wenn sie in Begleitung eines vornehmen Mannes das Kind besucht, jedesmal gesagt habe, es sei der Sohn eines vornehmen Herrn und sie hoffe, durch ihn einst noch ihr Glück zu machen.

Der Pathe des Kindes, Paul Marnion, genannt der Klingsäckelträger, der Gewürzkrämer Raguinet, durch welchen jene 2000 Livr. bezogen waren, die Magd der Pigoreau, welche ihre Gebieterin sagen gehört, daß der Graf verpflichtet sei, das Kind anzunehmen, und mehrere Zeugen, welche aussagten, daß die Pigoreau oft geäußert, Heinrich sei von viel zu guter Herkunft, als daß es sich für ihn schicke, Pagenkleider zu tragen, lieferten Alle überzeugende und keinen Zweifel übriglassende Beweise. Ferner erkannte Prudent Berger, der Page des Marquis, sowohl die Pigoreau, als auch das Kind wieder, welches er bei ihr gesehen und dessen Geschichte ihm Saint Mairent erzählt.

Die Wittwe des Herzogs von Ventadour, eine Tochter der Marschallin von Saint Géran, die sie in zweiter Ehe geboren, und die Gräfin Dulet, eine Tochter der Marquise von Bouillé, denen der junge Graf eine reiche Erbschaft entzogen, waren sehr aufgebracht über diese Entdeckungen und beschlossen, einen Proceß anzusträngen. Die Pigoreau, welche vom Gerichtshofe unter polizeiliche Aufsicht gestellt war und sich darüber sehr ärgerte, suchte diese beiden Damen auf und wurde bald mit ihnen einig.

Bald darauf begann dieser neue, so berühmt gewordene Proceß, welcher lange Zeit die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich erregt hat und an jenen vor Salomo geführten erinnerte, in welchem ein Kind von zwei Müttern in Anspruch genommen wurde.

Wir können uns auf alle Weitläufigkeiten desselben nicht einlassen; es wird dem Leser genügen, zu hören, daß diesmal das gute Recht triumphirte und, trotz der mannigfachen Intriguen, Heinrich als rechtmäßiger Sohn des Grafen und der Gräfin von Saint Géran anerkannt wurde.

Die Hebamme und die Pigoreau wurden gehängt.

W. J.

Nisida.

Wenn unsere Leser, veranlaßt durch das italienische Sprichwort, daß man Neapel sehen muß, ehe man stirbt, uns fragen, welches der günstigste Augenblick ist, die Zauberstadt zu besuchen, so geben wir ihnen den Rath, an einem schönen Sommertage am Molo zu landen, wenn gerade eine feierliche Procession die Kathedrale verläßt; denn dann hat man die beste Gelegenheit, das Wesen des Volkes kennen zu lernen, dessen Seele noch poetisch genug ist, um an sein Glück zu glauben. Die ganze Stadt schmückt sich wie eine Braut an ihrem Hochzeitstage, die etwas dunkeln Marmorwände der Häuser verschwinden hinter prächtigen Teppichen und Blumenguirlanden; die Reichen tragen ihre blendende Pracht zur Schau und die Armen putzen sich wenigstens mit ihren Lumpen. Alles scheint freundlicher Glanz und süße Harmonie zu sein. Man glaubt das Summen eines ungeheuren Bienenschwarms zu vernehmen, wenn das tausendfältige Jauchzen über die Freuden des Festtages erschallt. Von allen Thürmen läuten die Glocken und die Militärmusik spielt dazu ihre rauschenden Märsche, während zugleich die Sorbetverkäufer und Pastetenhändler mit lauter Stimme ihre Waaren anpreisen. Es bilden sich Gruppen, Einer tritt an den Andern heran und Alles spricht mit den lebhaftesten Gesticulationen. Ueberall hat man Gelegenheit, schöne schwarze Mädchenaugen zu sehen, malerische Stellungen zu bewundern und das Gebehrdenspiel einer dem Volke angebornen Beredtsamkeit zu bemerken. Alles ist wie berauscht,

der ganzen Stadt hat sich ein unbeschreiblicher Zauber bemächtigt. Dann scheinen sich Erde und Himmel zu küssen, und man denkt, wenn hier der Tod seine Macht verlöre, könnten die Neapolitaner sich unmöglich nach einem andern Paradiese sehnen.

Unsere Erzählung beginnt mit einem dieser prächtigen Schauspiele. Am Tage der Empfängniß Mariä im Jahre 1825 war das Lavapflaster der Straße Forcella mit besonderer Sorgfalt gereinigt und glich fast einer großartigen Mosaik; die in stolzer Haltung aufgestellten prachtvoll geschmückten Truppen bildeten einen doppelten lebendigen Zaun. Alle Balkone, alle Terrassen und Fenster, alle während der Nacht errichteten Gallerien waren dicht mit Zuschauern besetzt, und die ganze Stadt glich einem großen Theater. Den von den Soldaten offen gelassenen Raum nahm die in die verschiedensten und lebhaftesten Farben gekleidete Menge ein, welche, wie ein Strom zwischen seinem Damm, so zwischen den Soldaten und den Häusern dahin wogten. Jeder suchte seinen Platz zu bewahren und hätte vielleicht sein halbes Leben auf die Procession gewartet, ohne die mindeste Ungeduld zu zeigen.

Gegen Mittag endlich hörte man einen Kanonenschuß, dem ein allgemeiner Schrei der Freude wie ein Echo antwortete. Er war das Zeichen, daß die Procession die Schwelle der Kirche überschritten. Sogleich fegte eine Abtheilung Dragoner das Volk aus der Mitte der Straße; die Reihen der Fußsoldaten thaten ihre Schleusen auf und ließen die Vertriebenen hindurch, so daß bald der Weg ganz frei war und man höchstens hier und da einen erschreckten, vom Volke verjagten und von den Soldaten mit den Füßen gestoßenen Hund eiligst die Flucht ergreifen sah.

Der Zug kam aus der Straße Vesco Vato. An der Spitze desselben standen die Genossenschaften der Kaufleute und Handwerkerzünfte, alle schwarz gekleidet, kurze Hosen an und weiße Schärpen mit silbernen Troddeln um den Leib. Da das Aussehen dieser Herren für die Menge eben nichts Ergötzliches hatte, begannen

die Zuschauer bald zu zischeln und zu pfeifen, während die geistreichsten auf die beleibtesten oder schmächtigsten der Spießbürger ihre Witze machten. Zuletzt erlaubten sich die kühnsten Lazzaroni's sogar, zwischen den Beinen der Soldaten hindurch zu kriechen, um das von den Fackeln herunterträufelnde Wachs aufzusammeln.

Nach den Handwerkern kamen die Mönchsorden, von den Dominicanern bis zu den Karthäusern, von den Carmelitern bis zu den Capuzinern. Sie bewegten sich langsam vorwärts mit abgemessenem Schritt, die Augen niedergeschlagen, die Hände auf der Brust gekreuzt. Unter ihnen sah man manches runde und von Wein geröthete Gesicht mit strotzenden Bausbacken und rundem gekadertem Kinn, manchen herkulischen Kopf auf einem Stiernacken, aber auch manches von Leiden und Bußübungen abgehärmte bleiche Gesicht mit tiefliegenden unheimlichen Augen, manches lebendige Gespenst; kurz, die Licht- und die Schattenseite des Mönchslebens trat gleich sehr vor den Blick des Zuschauers.

In diesem Augenblick benutzten Nunziata und Gelsomina, zwei reizende Mädchen, die Galanterie eines alten Unterofficiers und streckten ihre Köpfe zwischen den vordersten Reihen der Soldaten hervor.

„Sieh', da ist der Vater Bruno," sagte Gelsomina; „guten Tag, Vater Bruno."

„Still, Cousine, bei der Procession spricht man nicht."

„Das wäre noch netter, er ist ja mein Beichtvater. Ich kann doch wohl meinem Beichtvater guten Tag sagen?"

„Haltet den Mund, Ihr Schwätzerinnen."

„Wer spricht da?"

„O sieh' doch, dort ist der Frater Cucuzza."

„Wo, wo ist er? Wo ist er?"

„Dort geht er."

„Sieh', wie er sich in den Bart lacht. Ist der unverschämt!"

„Du lieber Himmel, ei wenn wir davon träumen."

Während die beiden Cousinen unendlich viele Bemerkungen über die Capuziner, über ihre Bärte und über das Käppchen von so manchem Canonicus machten, kamen von der andern Seite der Straße die Feroci, um durch Kolbenstöße die unterbrochene Ordnung wieder herzustellen.

„Beim heiligen Blut meines Schutzheiligen," rief eine Stentorstimme, „wenn ich Dich zwischen Daumen und Zeigefinger bekomme, will ich Dir für die übrige Zeit Deines Lebens die Taille zurechtsetzen."

„Mit wem hast Du da etwas vor, Genera?"

„Ach mit dem verdammten Buckligen, der mir schon seit einer Stunde auf dem Rücken herumkrabbelt, als wenn er mich durchsichtig machen wollte."

„Das ist eine Schändlichkeit!" schrie der Bucklige mit schmerzlichem Tone; „seit gestern Abend bin ich hier und habe unter freiem Himmel auf dem Pflaster geschlafen, um mir meinen Platz zu bewahren, und nun kommt dieser nichtsnutzige Riese von Kerl und pflanzt sich vor mir hin, wie ein Obelisk."

Der Bucklige log wie ein Jude, aber die Masse der Umstehenden erhob sich einstimmig gegen den Obelisk. Er ragte über die Andern hervor, und die Mehrzahl der Menschen besteht bekanntlich immer aus Zwergen, wenn auch nicht gerade in körperlicher Beziehung.

„Obelisk, herunter von Deiner Grundlage!"

„Werft ihn von seinem Piedestal!"

„Stoßt ihm den Hut vom Kopf!"

„Nein, lieber den Kopf vom Rumpf!"

„Bringt ihn zum Sitzen!"

„Nein, legt ihn lieber hin!"

Die immer größer werdende Neugierde, welche sich in Schmähworten Luft machte, bewies, daß das eigentliche Schauspiel immer näher komme. Wirklich gingen jetzt die Domcapitel vorbei: die

Pfarrer, Bischöfe, Pagen, Kammerherren, die Edelleute, welche zum Hofe gehörten, und zuletzt der König selbst, welcher baarhaupt und eine Wachskerze in der Hand unmittelbar hinter der prächtigen Bildsäule der heiligen Jungfrau einherging.

Der Contrast war überraschend; nach den glatzköpfigen Mönchen und den bleichen Novizen sah man junge von Silber und Gold glänzende Officiere mit trotzig gekräuselten Schnurrbärten, welche nach allen Fenstern, in denen man Damen bemerkte, Flammenblicke emporsendeten, der Procession nur sehr zerstreut folgten und die heiligen Gesänge oftmals durch einzelne, ziemlich ungläubige Redensarten unterbrachen.

„Haben Sie bemerkt, lieber Doria, mit welcher äffischen Grazie die alte Marquise von Acquasparta ihr Himbeereis schlürft?"

„Ihre Nase ist noch röther als das Himbeereis, aber wer ist der schöne Pfau, der vor ihr ein Rad schlägt?"

„Der Cyrenäer."

„Den Namen habe ich im goldenen Buch nicht gelesen."

„Und doch ist es gerade dieser Name, der dem armen Marquis hilft sein Kreuz tragen."

Die gotteslästerliche Anspielung des Officiers wurde übertäubt durch ein allgemeines Flüstern der Bewunderung, welches plötzlich durch die ganze Menge ging, und Aller Blicke richteten sich auf eines der jungen Mädchen, welche vor der heiligen Madonna Blumen streuten. Es war in der That ein entzückend schönes Geschöpf.

Ihr Haupt war umglänzt vom Sonnenlicht, und da hinter ihr bläuliche Weihrauchwolken dampften, sah sie aus wie Raphael's sixtinische Madonna. Ihre fast sammetschwarzen Haare sanken in langen Locken auf die Schultern herab, ihre Stirn war weiß wie Alabaster, ihre Augenbrauen wölbten sich edel nach den Schläfen hin, deren Haut durch die durchschimmernden Adern eine leise bläuliche Färbung bekam; ihre Augenlider hatte sie niedergeschlagen, doch bemerkte man zuweilen ihre von andächtigem Feuer glänzenden

dunkelschwarzen Augen; die gerade, reizend geformte Nase gab ihrem Gesicht jenen Ausdruck der antiken classischen Schönheit, welche mit jedem Tage mehr von der Erde verschwindet. Ein heiteres, ruhevolles Lächeln, ein Lächeln, das gleichsam schon ausgegangen ist von der Seele und noch nicht ganz angekommen beim Munde, schwebte um ihre Lippen und gab ihr einen Ausdruck unbeschreiblicher Sanftmuth, den Schein rührender, unschuldiger Glückseligkeit. Ihr blendend weißer Hals wölbte sich anmuthig von der Brust empor und trug das Haupt mit einer Anmuth, wie etwa der Stengel eine von leisen Lüftchen bewegte schöne Blüthe trägt.

Ein Jäckchen von rothem Sammet mit goldenen Bienen gestickt umschloß ihre schlanke Taille, und ein goldener Gürtel hielt die Falten eines schneeweißen Kleides von durchsichtigem Stoff zusammen, welcher in schönem Wurf herabfiel, wie die Gewänder, in welche die byzantinischen Maler ihre Engel hüllen. Mit Recht konnte man sagen, ihre Schönheit hatte etwas Wunderbares. Seit Menschengedenken hatte man nichts Aehnliches gesehen.

Zu denen, welche sie am aufmerksamsten betrachteten, gehörte der Prinz von Brancaleone, einer der vornehmsten jungen Edelleute des ganzen Königreichs. Er war schön, reich und tapfer, und sein Don Juan-Register zählte, als er fünfundzwanzig Jahre alt war, mehr Eroberungen, als das aller seiner Zeitgenossen. Die jungen Damen sprachen schreckliche Dinge von ihm und beteten ihn im Stillen dabei an; die Tugendhaften beschränkten sich darauf, ihn zu meiden, so durchaus unmöglich schien es, ihm zu widerstehen. Seine Altersgenossen dagegen nahmen sich ihn zum Muster, denn seine Triumphe hinderten manchen Miltiades ruhig zu schlafen. Um mit einem Wort eine Vorstellung von ihm zu geben, darf man nur sagen, daß, was die Verführungskünste betrifft, der Teufel alle Anlagen und Vollkommenheiten in ihm vereinigt zu haben schien.

Seines hohen Ranges wegen war ihm die Gunst zu Theil geworden, einen der sechs vergoldeten Stäbe zu tragen, auf welchen

der prachtvolle Baldachin ruhte, unter dem die Statue der heiligen Jungfrau getragen wurde. Als die Procession sich wieder in Bewegung setzte, warf Eligy von Brancaleone einen Seitenblick auf einen kleinen, fast wie ein Krebs rothen Mann, der dicht neben ihm ging und in möglichst feierlicher Haltung den Hut Seiner Excellenz trug. Derselbe war ein über und über mit Treffen besetzter Bedienter des Prinzen; wir müssen um Erlaubniß bitten, in wenig Worten das Leben desselben zu erzählen:

Die Aeltern Trespolo's waren arme Leute und trieben das Räuberhandwerk; dies war der Grund, warum er frühzeitig eine Waise wurde. Sobald er sich frei sah, faßte er das Leben vom socialen Standpunkte auf. Wenn man einem Weisen des Alterthums glauben darf, so sind wir Alle in der Welt, um irgend eine Aufgabe zu lösen; was Trespolo anbetrifft, so wünschte er zu leben, ohne etwas zu thun zu haben; dies war seine Aufgabe. Er war der Reihe nach Glöckner, Taschenspieler, Apothekerbursche und Fremdenführer, doch alle diese Geschäfte wurden ihm bald zum Ekel. Das Betteln war seiner Meinung nach zu beschwerlich, und das Stehlen und Rauben schien ihm noch weit mühsamer, als das Leben eines ehrlichen Mannes, daher entschloß er sich, einen rein beschaulichen Lebenswandel zu führen. Die liebste Stellung war ihm die wagerechte Lage, und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als auf dem Rücken zu liegen und zuzusehen, wie die Sterne am Himmel so ruhig hingehen. Unglücklicherweise kam es bei diesem beschaulichen Lebenswandel eines Tages dahin, daß der brave Mann schon glaubte, Hungers sterben zu müssen, was sehr schade gewesen wäre, denn schon begann er sich zu gewöhnen, gar nichts mehr zu essen.

Wahrscheinlich war er von jeher dazu bestimmt, in unserer Geschichte eine Rolle zu spielen, und um mir, der ich sie schreibe, keinen Schabernack anzuthun, schickte ihm der liebe Herrgott, der auch für uns Schriftsteller sorgt, nicht etwa einen Engel — der

Kerl war's nicht werth — sondern einen Hund Brancaleone's zur Hülfe. Das edle Thier witterte den Philosophen und begann mitleidig zu knurren; ein Geknurr, welches seinen Collegen, den Hunden auf dem St. Bernard, Ehre gemacht haben würde. Der Prinz, welcher sehr vergnügt von der Jagd zurückkehrte, da er an diesem Tage das doppelte Glück gehabt, erstlich einen Wolf zu schießen und zweitens sich eine verliebte Gräfin vom Halse zu schaffen, hatte das sonderbare Gelüst, irgend ein gutes Werk zu vollbringen. Er trat an den Lumpenkerl heran, der schon einer Leiche ähnlich sah, stieß den Fleischklumpen mit dem Fuße an und befahl dann seinen Leuten, da man noch einige Lebensspuren an ihm bemerkte, ihn mitzunehmen.

Seit diesem Tage sah Trespolo das Glück sich allmälig verwirklichen, von welchem er oftmals geträumt hatte. Er war etwas mehr als Bedienter und etwas weniger als Hausverwalter; denn er wurde der Vertraute seines Herrn, welcher seine Talente auf das Beste zu benutzen wußte. Denn Trespolo war listig wie ein Teufel und konnte fast so gut betrügen, als eine Frau. Der Prinz, welcher als ein außerordentlicher Mann ahnete, daß jedes Genie von Natur faul ist, verlangte von ihm weiter nichts, als dann und wann einen guten Rath; wenn es dagegen darauf ankam, Leute, die ihn ärgerten, zu prügeln, so übernahm er das selbst, und in der That leistete er in dieser Beziehung mehr, als zwei Andere.

Da jedoch hienieden nichts vollkommen ist, so hatte auch Trespolo mitten in diesem ergötzlichen Leben manchen schweren Augenblick; von Zeit zu Zeit gerieth er in heftige Furcht, was seinem Herrn freilich viel Spaß machte, ihm dagegen sein Glück verbitterte; dann stammelte er unzusammenhängende Worte, wollte fast ersticken vor Seufzen und verlor plötzlich den Appetit: oft nämlich fürchtete er für das Heil seiner armen Seele und hatte Angst, vom Teufel geholt zu werden. Die Sache hing ganz einfach zusammen: erstlich fürchtete er sich vor Allem, dann aber hatte man ihm oft

genug vorgepredigt, daß der Teufel diejenigen nicht einen Augenblick in Ruhe lasse, welche so ungeschickt wären, ihm in die Klauen zu fahren.

Als der Prinz, nachdem er das junge, schöne Mädchen mit der wilden Raubgier eines Geiers, der bereit ist, auf seine Beute herunterzuschießen, angesehen und sich zu seinem geheimen Rath und Bedienten hinwandte, um ihn anzureden, war gerade einer jener Augenblicke eingetreten, in welchen sich Trespolo der tiefsten Reue und Seelenangst überließ. Der arme Diener merkte die entsetzliche Absicht seines Gebieters, und da er nicht der Mitschuldige sein wollte bei einer gotteslästerlichen Unterhaltung, sperrte er die Augen weit auf und sah mit verzücktem Blick gen Himmel. Der Prinz hustete, stieß mit dem Fuß auf den Boden, machte mit seinem Degen eine Bewegung, als wolle er ihm eins auf die Waden versetzen, ohne daß es ihm möglich war, die Aufmerksamkeit seines Dieners zu erregen; so sehr schien dieser in seine himmlischen Gedanken vertieft. Brancaleone hätte ihm das Genick brechen mögen; allein er hielt den Stab des Baldachins, und außerdem war ja der König in der Nähe.

Endlich näherten sie sich der Kirche Santa-Chiara, der Begräbnißstätte der neapolitanischen Monarchen, in deren Kloster auch manche Prinzessin, das Diadem mit einem Nonnenschleier vertauschend, sich lebendig begraben hat. Die Nonnen, die Novizen und die Aebtissin sahen, verborgen hinter ihren Fenstervorhängen, der Procession zu und streuten von Zeit zu Zeit Blumen herunter. Ein Sträußchen fiel dicht vor den Füßen des Prinzen von Brancaleone zu Boden.

„Trespolo,“ sagte der Prinz so laut, daß der Diener jetzt unmöglich ausweichen konnte, „hebe mir den Blumenstrauß auf, er kommt von der Schwester Therese,“ fügte er mit leiser Stimme hinzu; „die Treue ist nirgends auf Erden mehr heimisch als im Kloster.“

Trespolo hob das Sträußchen auf und trat mit der Miene eines Mannes, welchen man eben erwürgen will, an seinen Herrn heran.

„Wer ist das Mädchen?“ fragte dieser mit gebieterischem Tone.

„Welches Mädchen?“ stammelte der Diener.

„Zum Teufel! Die, welche dort vor uns geht.“

„Ich kenne sie nicht, Ew. Gnaden.“

„Noch heute Abend wirst Du mir genügende Auskunft über sie geben.“

„Dann werde ich etwas weit gehen müssen.“

„Du kennst sie also doch, verdammter Schurke! Ich habe nicht übel Lust, Dich wie einen Hund aufhängen zu lassen.“

„Haben Sie Mitleid, gnädiger Herr, denken Sie an das Heil Ihrer Seele und an die ewige Seligkeit.“

„Ich rathe Dir, lieber an Dein Erdenleben zu denken. Wie heißt sie?“

„Sie heißt Nisida und ist das schönste Mädchen auf der Insel gleichen Namens, die Unschuld selbst. Ihr Vater ist nur ein armer Fischer; aber ich kann Ew. Excellenz versichern, daß man ihn auf seiner Insel hochachtet wie einen König.“

„Wahrhaftig?“ antwortete ironisch lächelnd der Prinz; „ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich die Insel Nisida noch nie besucht habe. Du wirst morgen für mich eine Barke bereit halten, und dann wollen wir sehen, ob ...“

Er schwieg plötzlich, denn der König sah ihn an. Sogleich stimmte er wieder, so laut er konnte, in das Kirchenlied ein und sang mit begeistertem Tone:

„Genitori genitoque laus et jubilatio!“

„Amen,“ antwortete der Diener mit heller Stimme.

Nisida, die vielgeliebte Tochter des Fischers Salomo, war in der That die schönste Blume der kleinen Insel, deren Namen sie trug. Diese Insel ist der reizendste Ort, den es geben kann.

Gleichsam ein Blumenkorb, der mitten in der klaren durchsichtigen Fluth des Golfs schwimmt, ein Hügel, der dicht bewachsen ist mit Orangen und Lorbeerrosen und auf dessen Gipfel sich ein Schloß von weißem Marmor erhebt, welches gleich einer Wasserlilie aus grünen Blättern hervorzusteigen scheint. Rund umher breitet sich das entzückend schöne Amphitheater des Golfs von Neapel aus, diese Perle der Schöpfung, dieser schönste Punkt vielleicht auf der ganzen Erde. Dort sieht man Neapel, die wollüstige Sirene, nachlässig hingelagert am wogenbespülten Gestade, dort Portici, Castellamare, Sorrento, Orte, deren Namen allein schon tausend Gedanken in der Seele erwecken und den Geist mit all' der Poesie und Liebe berauschen, welche hier Jahrtausende hindurch heimisch gewesen sind; dort liegt Pausilippo, Bajä, Puzzuoli und jene weiten Gefilde, in welchen die Alten von ihrem Elysium träumten, die geheiligten einsamen Plätze, die man noch bevölkert glauben möchte von den Menschen der Vorzeit, Orte, an denen die Erde unter jedem Schritt ertönt wie ein leeres Grab einer großen Vergangenheit.

Die Hütte Salomo's erhob sich auf dem Theile der Insel, welcher abgewandt von der Hauptstadt nach den fernen weißen Kreidefelsen von Capri hinblickt. Sie gewährte einen einfachen, aber heitern Anblick; die Mauern waren verdeckt von smaragdgrünem Epheu und weißen Glockenblümchen; im Erdgeschoß befand sich ein ziemlich großes Zimmer, in welchem die Männer schliefen und die Familie ihre Mahlzeit hielt, im ersten Stock das jungfräuliche Zimmer Nisida's, ein reizender, schattiger und heimlicher Aufenthalt, nur durch ein Fenster erleuchtet, welches nach dem Golf hinausging; über diesem Zimmer war das platte italienische Dach mit seinen vier von Weinreben umrankten Geländersäulen, seiner Weinlaube und der breiten, mit Moos und wilden Blumen bedeckten Brustwehr. Eine niedrige Weißdornhecke zog um das Eigenthum des Fischers eine Art von Verschanzung und vertheidigte

dasselbe besser, als es tiefe Gräben und Mauern mit Zinnen gethan haben würden. Die verwegensten Raufbolde der Insel hatten sich lieber dicht vor der Wohnung des Pfarrers, oder gar in der Kirche selbst geprügelt, als vor dem kleinen Hofe Salomo's, der übrigens der Sammelplatz für alle Inselbewohner war. Jeden Abend kamen genau um dieselbe Stunde die Nachbarinnen hin, um bei Vater Salomo ihre wollenen Mützen zu stricken und dabei zu plaudern, und während die Mütter mit großem Ernste schwatzten, spielten auf dem Rasen die halbnackten kleinen Kinder derselben. So versammelte man sich täglich vor dem Hause des Fischers; es war dies eine unwillkürliche, durch die Gewohnheit festgestellte Ehrenbezeigung, die man ihm erwies und von der es Niemand einfiel, sich Rechenschaft ablegen zu wollen.

Der Einfluß, welchen der alte Salomo über seines Gleichen ausübte, hatte sich auf eine so einfache und natürliche Weise vermehrt, daß Niemand etwas dagegen einzuwenden wußte. Ganz unmerklich wurde seine Macht von Tag zu Tag größer, und erst da wurde man sie gewahr, als Jedermann von derselben Vortheil genoß, so wie man das Wachsthum schöner Bäume erst dann bemerkt, wenn man anfängt in ihrem Schatten zu ruhen. Entstand auf der Insel irgend ein Streit, so unterwarfen sich die Gegner gewiß lieber dem schiedsrichterlichen Urtheile Salomo's, als daß sie sich vor Gericht verklagten: er wußte stets beide Parteien zu befriedigen. Ferner wußte er bessere Arzneien zu verschreiben, als irgend ein Arzt, denn es war sehr selten, daß nicht er selbst oder Eins von seiner Familie schon einmal an demselben Uebel gelitten, um dessen Heilung man ihn anging, und da sich mithin seine ärztliche Kunst auf eigene Erfahrungen stützte, erzielte er gewöhnlich die besten Erfolge; auch hatte er nicht wie die gewöhnlichen Aerzte den Wunsch, die Krankheiten in die Länge zu ziehen. Seit einer Reihe von Jahren war die Vermittelung des Fischers die einzige auf der Insel als gültig anerkannte Formalität, durch

welche man die Unverletzlichkeit eines Vertrages sicherte. Beide Parteien gaben Salomo die Hand, und dann war Alles fest abgemacht; denn lieber hätte man sich während eines Ausbruchs in den Krater des Vesuvs gestürzt, als ein so feierlich gegebenes Versprechen gebrochen. In jener Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, lebte Niemand auf der ganzen Insel, der nicht schon die edle Großmuth des Fischers erfahren hätte, und er übte seine Wohlthaten noch dazu, ohne daß man ihn erst darum bat. Da es unter der kleinen Bevölkerung Nisida's einmal Gebrauch war, die Mußestunden vor dem Häuschen des alten Salomo zuzubringen, so durfte er nur mit langsamem Schritt, sein Lieblingsliedchen pfeifend, unter den verschiedenen Gruppen umherwandeln, um die körperlichen und Seelenleiden seiner Landsleute kennen zu lernen. Hatte er etwas der Art in Erfahrung gebracht, so konnte man sicher sein, daß noch an demselben Abend er selbst oder seine Tochter mit geheimnißvoller Miene da erschien, wo es galt, einem Nothleidenden durch eine Wohlthat aufzuhelfen, oder Balsam auf eine Wunde zu träufeln; kurz, er vereinigte Alles in sich, was dazu gehört, der leidenden Menschheit beizuspringen, er war ein Mann des Gesetzes, ein Arzt, ein Notar, und alle Gelehrten hätten vor der patriarchalischen Gutherzigkeit des Fischers erröthen müssen. Selbst der Pfarrer hatte ihm in vieler Beziehung den ersten Platz einräumen müssen.

Den Tag nach jener Procession saß Salomo seiner Gewohnheit gemäß auf der steinernen Bank vor seiner Hausthür, die Beine gekreuzt und die Hände sorglos in den Schoos gelegt. Beim ersten Anblick hätte man ihn höchstens für sechszigjährig gehalten, obgleich er in der That ein Achtziger war. Noch hatte er alle seine Zähne; sie waren weiß wie Elfenbein, reihten sich an einander wie eine Schnur Perlen, und er hatte wirklich Ursache, auf dieselben stolz zu sein. Seine ruhige, heitere Stirn, umgeben von schneeweißen Haaren, hatte die Festigkeit und Glätte des Marmors; noch zeigte

sich keine Runzel in seinen Augenwinkeln und noch verrieth das helle Feuer seines blauen Auges eine Frische der Seele und eine ewige Jugend, wie sie die Mythologie den Göttern beilegt. Mit verzeihlichem Stolz zeigte er oft seine kräftigen nackten Arme und den muskelvollen herkulischen Nacken. Noch nie hatte irgend ein finsterer Gedanke oder ein schlimmes Vorurtheil, noch nie hatte irgend ein Gewissensbiß die Ruhe dieses friedlichen Daseins gestört. Er hatte in seiner Umgebung keine Thräne fließen sehen, welche er sich nicht zu trocknen bemüht, und obgleich er arm war, hatte er es verstanden, eine Wohlthätigkeit zu üben, welche alle Könige der Erde mit ihrem Golde nicht bezahlen können; er war ungelehrt, hatte aber zu Seinesgleichen die Sprache gesprochen, welche dieselben allein verstehen konnten, die Sprache des Herzens. Nur ein einziger bitterer Tropfen war in diese unversiegliche Quelle des Glücks gefallen, nur ein einziges Wölkchen von Kummer hatte den ewig heitern Himmel seines Lebens getrübt: der Tod seiner Frau, die er noch immer nicht vergessen.

Seine ganze Seele wandte sich zu Nisida, deren Geburt den Tod ihrer Mutter veranlaßt; diese liebte er mit jener schwärmerischen Liebe, welche Greise gewöhnlich für ihr jüngstes Kind hegen. In diesem Augenblick betrachtete er sie gerade mit dem Ausdrucke des innigsten Entzückens und sah beglückt zu, wie sie sich mit den spielenden Kindern zu schaffen machte und sie dann und wann liebreich ermahnte, sich bei ihren Spielen etwas in Acht zu nehmen und nicht zu viel Lärm zu machen, und wie sie sich dann wieder neben den Müttern auf dem Rasen niederließ, um an ihren Gesprächen bescheiden Theil zu nehmen. Nisida war wo möglich noch schöner als gestern, denn das Weihrauchgewölk, welches sie während der Procession einhüllte, hatte sie gleichsam mit jener mystischen Poesie umgeben, welche das Auge des Bewunderers in züchtige Schranken hält und es zwingt, den Blick niederzuschlagen. Heute war sie wieder eine rein irdische Evastochter geworden, ohne jedoch

etwas von ihrem Reize zu verlieren. Sie trug eine einfache Kleidung, wie gewöhnlich an Werkeltagen, und unterschied sich von ihren Nachbarinnen nur durch die glänzende Weiße ihrer Haut und durch ihre wunderbare Schönheit. Ihre schönen schwarzen Haare waren heute in einen Zopf geflochten, in einen Knoten zusammengewickelt und mit jenem kleinen silbernen Pfeil durchstochen, welcher erst kürzlich allgemein Mode geworden ist, nachdem die schönen Pariserinnen sich seiner bemächtigt, die gleichsam das Recht der Eroberung über die Moden aller Länder ausüben.

Nisida wurde von ihren jungen Freundinnen hoch verehrt, und die Aelteren liebten sie alle wie ihr eigenes Kind; sie war der Stolz der ganzen Insel. So allgemein war die Ansicht, daß sie gleichsam ein höheres Wesen sei, und so groß die allgemeine Hochachtung, daß jeder Verwegene, der den Abstand zwischen sich und dem schönen Mädchen vergessen und hochfahrende Absichten verrathen hätte, sicherlich bei allen seinen Cameraden zum Gespötte geworden wäre. Die geschicktesten Tarantella-Tänzer wurden in Gegenwart der Tochter Salomo's verlegen und wagten nicht, sie aufzufordern. Nur selten unternahmen es einige Sänger und Improvisatoren aus Amalfi oder Sorrento, angezogen von der überraschenden Schönheit dieses himmlischen Geschöpfes, leise von ihrer Liebe zu seufzen, indem sie ihre Gefühle in die zartesten Bilder und Anspielungen einkleideten. Aber fast nie brachten sie ihr Lied bis zu Ende; bei jedem Geräusch unterbrachen sie sich plötzlich, warfen Triangel und Mandoline von sich und eilten davon wie verscheuchte Nachtigallen.

Nur Einer besaß Muth oder Leidenschaft genug, sich über allen Spott hinwegzusetzen: es war Bastiano, der geschickteste Taucher auf der ganzen Küste. Auch er sang zuweilen ein Lied, aber stets mit ernster, tiefer Stimme; sein Gesang hatte etwas Finsteres, und alle seine Melodien verriethen eine trauernde Seele. Er begleitete sich mit keinem Instrument und hörte nie auf, ohne seinen

Gesang zu Ende zu bringen. Heute war er noch ernster als gewöhnlich; er stand wie festgezaubert auf einem schroffen Felsen an der See und blickte mit verächtlichem Lächeln auf die Frauen herab, die ihn aus der Nähe betrachteten. Eben sank die Sonne wie eine glühende Kugel in das glänzendroth bestrahlte Meer und warf ihre Abschiedsstrahlen gerade auf die ernsten Züge seines Gesichts. Der Abendwind kräuselte leicht die Wellen und bewegte einen blühenden Rosenstrauch hin und her, der dicht an seinen Füßen stand. Vertieft in trübe Gedanken, sang er in der wohltönenden Sprache seines Landes folgende traurige Worte:

„Wie das Auge der Liebe, wie der Abendstern glänztest Du „hinaus in die Nacht, Fenster des lieben Mädchens, und jetzt bist „Du so dunkel! Arme Schwester, Du bist krank.“

„Thränen im Blick neigt sich ihre Mutter zu mir hin: Dein „Schwesterlein schläft den langen Schlaf im kühlen Schooß der „Erde.“

„Warum warest Du nicht bei ihr, Mutter, als sie sie schloß „die lieben freundlichen Augen? Warum drücktest Du nicht auf „die bleichen Lippen, welche der Liebe entgegenblühten, wie die „Rose der Sonne, als sie zitterten im Tode, den letzten Kuß, „o Mutter! um ihre Seele zu empfangen?“

„Sie hat geweint, bis sie starb; denn Du warst nicht da, um „ihre Thränen zu trocknen.“

„Wo bist Du? o Schwester! O, sag' es mir an!“

„Wir setzten auf Dein jungfräulich Haupt den Kranz von „Orangenblüthen. Wir breiteten über Dich den schneeweißen Schleier „und legten Dich in die letzte Wiege, und schwarze Männer schaukelten die Wiege auf ihren Schultern, bis wir sie senkten in der „Erde kühlen Schooß.“

„Wo bist Du? o Schwester! Denn ich will zu Dir.“

„Es stiegen zwei Engel vom Himmel und liehen Dir ihren „Fittig.“

„Wo bist Du? o Schwester! Ich will zu Dir.“

„Dort droben glänzet der Stern der Liebe: Dein Auge ist der „Stern der Liebe, dort thronest Du auf lichtem Thron, und die „Sterne des Himmels sehe ich glänzen als Diamanten in Deinem „Haar.“

„Reich' mir die Hand, o Schwester! Reich' mir die Hand „herab von Deiner Höhe; denn ich will hinauf zu Dir.“

Als er die letzten Worte seines schwermuthsvollen Liedes gesungen, sprang er von der Spitze des Felsens hinunter ins Meer, als hätte er wirklich zu seiner Schwester gewollt. Nisida und die andern Frauen schrieen auf vor Schreck, denn der Taucher blieb mehrere Minuten unter der Oberfläche des Wassers.

„Seid doch nicht wunderlich,“ rief ein junger Mann, der plötzlich unter den Frauen stand, ohne daß ihn Jemand hatte kommen sehen. „Wovor fürchtet Ihr Euch denn? Ihr wißt doch, daß Bastiano immer seinen Scherz mit Euch treibt? Seid ganz unbesorgt, denn eher ersaufen alle Fische im ganzen mittelländischen Meere, ehe Bastiano ein Unglück begegnet; das Wasser ist ja sein Element. — Guten Tag, Schwester, guten Tag, lieber Vater!“

Der junge Fischer drückte Nisida einen Kuß auf die Stirn, trat dann an seinen Vater heran, neigte vor ihm sein männlich schönes Haupt, nahm die Mütze ab und küßte ihm mit Ehrfurcht die Hand. Jeden Abend kam er so, den Vater um seinen Segen zu bitten, bevor er in die See ging, wo er oft die ganze Nacht hindurch in seiner Barke fischte.

„Der Himmel segne Dich, mein lieber Gabriel,“ sagte der Greis zärtlich und legte langsam die Hand auf das schwarze Lockenhaar des Sohnes, während eine Thräne der Rührung ihm an der Wimper hing.

Dann stand er mit feierlicher Miene auf, wandte sich an die

ihn umgebenden Gruppen und sprach mit würdevoller, sanfter Stimme:

„Nun geht nach Hause, meine Kinder, es ist Zeit, die Jungen an die Arbeit, die Alten ins Bett.“

Nachdem Nisida ihren Vater noch einmal zärtlich umarmt, ging sie in ihr Zimmer hinauf, goß Oel in die Lampe, welche Tag und Nacht vor dem Bilde der heiligen Jungfrau brannte, und legte sich dann, die Jasminzweige, welche duftende Vorhänge bildeten, auseinanderbiegend, ins Fenster, um auf das Meer hinaus zu schauen, und schien in eine sanfte tiefe Träumerei versunken zu sein.

Um dieselbe Stunde landete auf der entgegengesetzten Seite der Insel eine von zwei schweigenden Ruderern geführte Barke. Die Nacht war allmälig eingebrochen. Zuerst stieg ein kleiner Mann mit großer Vorsicht heraus und reichte einem Andern höchst ehrerbietig die Hand, welcher jedoch die schwache Stütze verschmähte und mit einem Satze ans Land sprang.

„Nun, Du Schuft, findest Du mich nach Deinem Geschmack?“

„Der gnädige Herr sind in jedem Stück vollkommen.“

„Nun, das denk' ich auch. Um die Verwandlung recht täuschend zu machen, habe ich den abgetragendsten Anzug gewählt, der je in der Kleiderbude eines Juden gehangen.“

„Der gnädige Herr sehen gerade so aus, wie ein heidnischer Gott, der auf verliebte Abenteuer auszieht. Jupiter hat seine Blitze in die Scheide und Apollo seine Sonnenstrahlen in die Tasche gesteckt.“

„Seht mir doch den Mythologen! Vor allen Dingen verbiete ich Dir, mich gnädiger Herr zu nennen.“

„Zu befehlen, gnädiger Herr.“

„Wenn die Erkundigungen, welche ich heute habe einziehen lassen, wahr sind, so muß das Haus auf der entgegengesetzten Seite der Insel liegen, in der entlegensten und einsamsten Gegend derselben.

Geh' indeß voraus und bekümmere Dich um mich weiter nicht, denn ich weiß meine Rolle zur Genüge auswendig."

Der junge Prinz von Brancaleone, den der Leser troß der Dunkelheit erkannt haben wird, schritt so leise als möglich auf das Haus des Fischers zu, ging einige Male am Ufer hin und her und wartete, den anzugreifenden Platz oberflächlich untersuchend, ruhig auf den Aufgang des Mondes, der die Scene beleuchten sollte, welche er veranstaltet hatte. Er durfte nicht lange warten, denn allmälig verschwanden die Schatten, und bald war das kleine Haus Salomo's wie übersilbert vom Lichte der Nacht. Jetzt trat er mit schüchternem Schritt näher, blickte, wie bittend, nach dem Fenster empor und seufzte so laut auf, als er irgend konnte.

Das junge Mädchen wurde dadurch plötzlich aus ihren Träumereien aufgeschreckt und wollte eben die Fenster zuwerfen.

„Halt, reizende Nisida," rief der Prinz, wie ein Mann, welcher sich von einer unwiderstehlichen Leidenschaft hinreißen läßt.

„Was wünschen Sie von mir, lieber Herr?" rief das Mädchen, höchlichst erstaunt, sich bei ihrem Namen nennen zu hören.

„Ich will Dich anbeten, wie man die heilige Jungfrau anbetet, und Dich empfänglich machen für meine Seufzer."

Nisida sah ihn starr an und fragte nach kurzer Ueberlegung, wie von einem geheimen Gedanken getrieben:

„Seid Ihr ein Landsmann oder ein Fremdling?"

Ohne zu zaudern antwortete der Prinz:

„Mein Fuß hat diese Insel betreten, als die Sonne gerade Abschied nahm von der Erde, als sie ihr den Scheidebrief schrieb, ihren Strahl wie eine Feder in den Schatten tauchend, wie in ein Tintenfaß."

„Wer seid Ihr denn?" fragte Nisida wieder, die von dieser sonderbaren Rede keine Sylbe verstand.

„Ach! ich bin nichts, als ein armer Student, aber ich kann noch ein größerer Dichter werden, als Tasso, dessen Verse Du

öfters von einem jungen Fischer singen hörst, wenn er ins Meer hinausfährt und seine rührenden Melodien wie ein letztes Lebewohl zum Echo des Gestades herübertönen läßt."

„Ich weiß nicht, ob ich Unrecht thue, daß ich mit Euch spreche," sagte sie und erröthete dabei; „aber ich will wenigstens offen sein: Ich bin das reichste Mädchen auf der ganzen Insel."

„Dein Vater wird sich erbitten lassen," erwiderte der vorgebliche Dichter mit leidenschaftlichem Ton; „Ein Wort von Dir, Du Licht meiner Augen, Du Göttin meines Herzens, und ich will Tag und Nacht sonder Ruhe und Rast arbeiten, um mich würdig zu machen, das köstlichste Kleinod der Welt mein zu nennen, und aus einem armen unangesehenen Mann kann leicht ein reicher und mächtiger Herr werden."

„Ich höre schon zulange ein Gespräch an, welches einem jungen Mädchen nicht zu hören geziemt; erlaubt, Signor, daß ich das Fenster schließe."

„Habe Mitleid mit mir, Du grausame Schönheit; was habe ich Dir gethan, daß Du mich mit tödtlichem Schmerz in der Seele allein lassen willst? Du weißt nicht, daß ich seit mehreren Monaten Dich wie Dein Schatten verfolge, daß ich jede Nacht um dieses Haus schweife und meine Seufzer ersticke, um Dich nicht zu stören in Deinem friedlichen Schlafe. Du fürchtest vielleicht, Dich beim ersten Anblick erweichen zu lassen von einem Unglücklichen, welcher Dich anbetet. Julia war doch auch schön und jung, aber sie ließ sich nicht so lange bitten, ehe sie Romeo erhörte."

Nisida sah mit träumerischem Blick auf den schönen jungen Mann hinunter, der mit so weicher einschmeichelnder Stimme zu sprechen wußte, und zog sich dann, ohne zu antworten, zurück.

Der Prinz mußte sich sehr zusammennehmen, um nicht in lautes Lachen auszubrechen, und kehrte, sehr zufrieden mit seinem ersten Auftreten, an den Ort zurück, wo er seinen Bedienten zurückgelassen. Trespolo hatte eine Flasche Lacrimä-Christi geleert, die

er auf alle Fälle mitgenommen, dann sich eine Weile umgesehen, um sich eine Stelle zu wählen, wo das Gras recht dicht und weich sei. Hier hatte er sich in der beliebten wagerechten Stellung niedergelegt und war sanft entschlafen, mit den erhabenen Worten auf den Lippen:

„Ach, wenn Adam nicht gesündigt hätte, wäre die größeste Tugend, wie damals im Paradiese, noch heutigen Tages die Faulheit.“ —

Nisida konnte die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen. Seine plötzliche Erscheinung, sein sonderbarer Anzug, seine seltsame Sprache hatten in der Tiefe ihres Herzens ein dunkles, ihr bisher unbekanntes Gefühl erweckt. Sie stand damals gerade in der Blüthezeit des Lebens, und es war an der Zeit, daß sich auch bei ihr die geschlechtliche Neigung offenbarte. Nisida gehörte nicht zu jenen schwächlichen, furchtsamen Naturen, welche entweder das Leiden halb geknickt, oder eine tyrannische Erziehung gebeugt hat. Alles, was sie bisher umgeben, hatte dazu beigetragen, ihr ein ruhiges heiteres Glück zu bereiten; ihre zarte unschuldvolle Seele hatte sich in einer Luft entfaltet, welche gleichsam geschwängert war von dem süßen Duft des Friedens. Nicht ihre Kälte war daran schuld, daß sie bisher noch nicht geliebt, sondern die große Schüchternheit der Inselbewohner, denn die blinde Ehrfurcht, welche man für den alten Fischer hegte, hatte auch seine Tochter mit einer Schranke der Hochachtung und Unterwürfigkeit umgeben, welche Niemand zu überschreiten wagte. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatte sich Salomo einen gewissen Reichthum verschafft, und dieser war ein Grund mehr, die meistens armen Fischer zurückzuschrecken. Es hatte sich bisher noch Niemand um Nisida beworben, weil Niemand sie zu verdienen glaubte. Der einzige Anbeter, welcher es gewagt hatte, ihr seine Leidenschaft sichtbar werden zu lassen, war Bastiano, der beste und liebste Freund Gabriel's, aber Bastiano gefiel ihr nicht. So hatte sie sich im Vertrauen auf ihre

Schönheit und durch jene geheimnißvolle Hoffnung, welche die Jugend niemals verläßt, aufrecht erhalten, an den Gedanken gewöhnt, noch zu warten, wie etwa die Tochter eines Königs, deren Bräutigam aus einem entfernten Lande ankommen soll.

Am Tage der Empfängniß Mariä hatte sie zum ersten Male in ihrem Leben die Insel verlassen, da sie das Loos getroffen, die Procession mitzumachen. Allein in Verlegenheit gesetzt durch eine für sie so neue Rolle, erröthend und verwirrt durch die Aufmerksamkeit aller Zuschauer, hatte sie kaum gewagt, die Augen aufzuschlagen, und die Eindrücke der Stadt waren an ihr wie ein Traum vorübergegangen, welcher kaum eine schwache Erinnerung hinterläßt.

Als sie den jungen schönen Mann erblickte, dessen Haltung so edel, dessen Wesen so frei erschien und grell gegen die linkische Schüchternheit ihrer andern Anbeter abstach, fühlte sie sich von einer unerklärlichen Regung ergriffen, und ohne Zweifel hätte sie geglaubt, der ihr vom Schicksal bestimmte Mann sei erschienen, wenn nicht die ärmliche Tracht desselben sie etwas unangenehm überrascht. Dennoch aber hörte sie ihm länger zu, als gut gewesen war, und als sie sich aus dem Fenster zurückzog, war ihre Brust wie beklemmt, ihre Wangen glühten und ihr Herz schlug heftiger als jemals. Das arme Mädchen wäre auf der Stelle vor Schreck gestorben, hätte sie die Wahrheit ahnen können.

„Wenn es meinem Vater nicht recht ist, daß ich ihn heirathe,“ zum ersten Male in ihrem Leben von einem Gewissensbiß beunruhigt, „so würde es unrecht von mir gewesen sein, mit ihm zu sprechen. Aber er ist doch so schön.“

Darauf kniete sie nieder vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, die ihre einzige Vertraute war, da sie ihre Mutter niemals gekannt, und versuchte es, ihr die Bewegung ihrer Seele auszuschütten; doch konnte sie diesmal mit ihrem Gebete gar nicht recht fertig werden. Die Gedanken verwirrten sich in ihrem Haupte

und sie überraschte sich selbst bei sonderbaren Worten, die sie gar nicht hatte aussprechen wollen; doch faßte sie den heilsamen Entschluß, Alles ihrem Vater anzuvertrauen.

„Wie konnte ich," sagte sie zu sich selbst mit vorwurfsvollem Ton, „auch nur einen Augenblick an der Zärtlichkeit meines Vaters zweifeln? Gut, wenn er mir verbietet, mit ihm zu sprechen, so würde das auch heilsam für mich sein; übrigens fällt mir ein, daß ich ihn jetzt ja zum ersten Male gesehen habe, und daß es doch eigentlich sehr verwegen von ihm war, mich anzureden. Fast hätte ich Lust, mich über ihn lustig zu machen. Mit welcher Sicherheit er seine Possen sprach und wie lächerlich er mit den Augen spielte! Aber sie waren doch so schön, diese Augen, und sein Mund, und seine Stirn, und seine Locken; er glaubt gewiß nicht, daß ich seine schönen weißen Hände bemerkt habe, als er sie wie ein Narr zum Himmel erhob, und wie unvernünftig am Ufer hin und her lief. Potztausend, läßt er mich doch gar nicht einschlafen! Warum mir nur die Gestalt des jungen Menschen noch immer so vor der Seele steht? Ich will ihn nicht mehr sehen!" rief sie und zog sich mit kindischem Zorn das Deckbett über ihr schönes Gesicht. Dann fing sie an, im Stillen zu lachen über den schlechten Anzug ihres Liebhabers, und dachte darüber nach, was wohl ihre Freundinnen zu ihm sagen würden. Plötzlich krauste sie ernsthaft die Stirn, denn ein schmerzlicher Gedanke war in ihrer Seele aufgetaucht, bei dem sie einen Augenblick am ganzen Leibe zitterte. „Ei, wie wär' es, wenn ihm eine Andere besser gefiele, als ich? Die Mannsleute haben so schlechten Geschmack..! Wie warm es ist! ich glaube, ich kann diese ganze Nacht nicht schlafen."

Sie richtete sich wieder iu ihrem Bette auf und fuhr bis zum Morgen fort, Selbstgespräche zu halten, welche wir jedoch dem Leser ersparen wollen. Kaum drang der erste Strahl des Tages durch die Jasminzweige vor ihrem Fenster und malte lichte goldene Flecken auf die gegenüberstehende Wand, als sie schnell aufsprang,

sich eiligst ankleidete und herunterlief, um ihrem Vater den Morgengruß zu bringen. Der Greis bemerkte augenblicklich an ihrem etwas ermatteten Aussehen, daß sie nicht gut geschlafen, strich ihr mit dem Ausdruck sorglicher Zärtlichkeit die schwarzen Haare aus dem Gesicht und sprach:

„Was ist Dir, mein Kind? Hast Du schlecht geschlafen?"

„Ich habe gar nicht geschlafen," erwiderte Nisida lächelnd, „und befinde mich ganz wohl; aber ich habe Dir ein Geständniß abzulegen."

„Nur schnell damit heraus, denn ich bin schon sehr ungeduldig."

„Ich habe vielleicht einen Fehler begangen, aber Du mußt mir im Voraus versprechen, mich nicht auszuschelten."

„O, Du weißt nur zu gut, daß ich Dir verzeihe," sagte der Greis und liebkosete sie, „ich werde doch heute nicht anfangen, den Strengen zu spielen?"

„Ein junger Mann, der nicht auf dieser Insel wohnt, und dessen Namen ich nicht weiß, hat mich gestern Abend angeredet, als ich im Fenster lag und auf das Meer hinaussah."

„Was hatte er Dir denn so Nothwendiges zu sagen, meine liebe Nisida?"

„Er hat mich gebeten, zu seinen Gunsten mit Dir zu sprechen."

„Nun, und was kann ich für ihn thun?"

„Mir befehlen, daß ich ihn heirathe."

„Und Du würdest mir wohl gern gehorchen?"

„Ich glaube, ja," sagte das junge Mädchen mit reizender Unschuld. „Uebrigens sollst Du selbst sehen, was am besten ist; ich wollte nur mit Dir davon sprechen, bevor ich ihn kennen lernte, um nicht eine Unterhaltung zu verlängern, welche Dir hätte mißfallen können. Aber ein Hinderniß scheint vorhanden zu sein."

„Du weißt, daß es für mich kein Hinderniß giebt, wenn es darauf ankommt, meine Tochter glücklich zu machen."

„Er ist arm, lieber Vater."

„Nun wohl, das ist ein Grund mehr für mich, ihn zu lieben.

Arbeit findet hier ein Jeder, und an meinem Tisch hat wohl noch ein zweiter Sohn Platz. Er ist jung, hat zwei Arme und wird schon etwas leisten können. Gewiß versteht er doch irgend ein Gewerbe?"

„Er ist ein Dichter."

„Schadet auch nichts; sage ihm nur, er soll kommen, um mit mir zu sprechen, und wenn er ein tüchtiger Bursche ist, so verspreche ich Dir, liebes Kind, alles Mögliche zu thun, um Dich recht bald glücklich zu machen."

Nisida umarmte ihren Vater mit Entzücken, war den ganzen Tag außer sich vor Freude und konnte gar nicht den Abend erwarten, um dem jungen Manne die herrliche Nachricht zu geben. Man kann sich denken, daß sich Eligy von Brancaleone von der Großmuth des Fischers wenig geschmeichelt fühlte; doch als ein vollendeter Verführer stellte er sich ganz entzückt, um seine angefangene Rolle nicht aufzugeben, sank auf die Kniee und declamirte eine lange pathetische Rede in Versen, die an den Stern der Liebe, die Venus, gerichtet war. Dann wandte er sich an das Mädchen und sagte, er wolle sogleich an seinen Vater schreiben, damit derselbe herkomme und in aller Form für ihn um Nisida's Hand anhalte. Zugleich bat er um die Erlaubniß, sich bis zu diesem Tage weder dem Vater Salomo, noch sonst Jemand auf der Insel zu zeigen, und schützte als Grund dieser Schüchternheit vor, er schäme sich seiner abgetragenen Kleider und wolle warten, bis ihm sein Vater einen vollständigen nagelneuen Bräutigamsanzug mitbringe.

Während die Unglückliche mit erschreckender Sorglosigkeit an dem Rande des Abgrundes einherging, hatte sich Trespolo, den Befehlen seines Gebieters gemäß, als ein aus Jerusalem zurückgekehrter Pilger niedergelassen. Er spielte diese Rolle vortrefflich, brachte fortwährend Bibelstellen an, die er als ehemaliger Küster gelernt, vertheilte Amulette, Splitter vom wahren Kreuz Christi und Milch aus der Brust der heiligen Jungfrau; mit diesen

niemals bei ihm ausgehenden Schätzen stillte er den frommen Heißhunger der guten Leutchen auf der Insel. Seine Reliquien galten um so mehr für echt, da er sie nicht verkaufte, sondern verschenkte, seine Armuth wie ein Heiliger ertrug und den Gläubigen dankend die angebotenen Almosen zurückgab. Aus Achtung jedoch vor der erprobten Tugend Salomo's hatte er eingewilligt, vom Brote des Fischers zu essen, und besuchte ihn regelmäßig beim Abendbrot. Seine Enthaltsamkeit setzte Jedermann in Verwunderung; eine Brotkruste in Wasser getaucht, einige Nüsse oder Feigen genügten, dem heiligen Mann sein Leben zu fristen, das heißt eigentlich, ihn vor dem Hungertode zu schützen. Nisida freute sich sehr über seine Reisebeschreibung und hörte ihm mit besonders großer Aufmerksamkeit zu, wenn er ihr Prophezeiungen über ihr künftiges Leben gab. Leider kam er immer nur Abends in das Haus des Fischers, denn den übrigen Theil des Tages verbrachte er mit Bußübungen und Gebeten; eigentlich jedoch tröstete er sich während dieser Zeit auf eine andere Art, indem er sich schadlos hielt für die zur Schau getragene Mäßigkeit, sich betrank wie ein Türke und schnarchte wie ein Bär.

Am Morgen des siebenten Tages, seitdem der Prinz der Tochter des Fischers jenes Versprechen gegeben, trat er in das Zimmer seines Bedienten, rüttelte ihn heftig zusammen und schrie ihm in die Ohren:

„Willst Du wohl heraus, verfluchtes Murmelthier!“

Trespolo rieb sich erschrocken die Augen. Die in ihren Särgen friedlich ruhenden Todten werden sich am jüngsten Tage nicht so ärgern, als Trespolo, wenn die Posaune des Erzengels sie aus ihrem Schlafe erweckt. Mit schläferigem, aber doch furchtsamem Gesicht richtete er sich auf und rief erschrocken:

„Was giebt's denn, Ew. Excellenz?“

„Ich lasse Dir bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren ziehen, wenn Du die schändliche Gewohnheit nicht ablegst, zwanzig Stunden jeden Tag zu schlafen.“

„Ich schlief nicht, Excellenz," rief der Bediente mit großer Frechheit. „Ich dachte nur nach..."

„Höre zu," sagte der Prinz mit ernstem Tone; „Du bist ja wohl eine zeitlang Apothekergehülfe gewesen?"

„Ja, gnädiger Herr, aber ich habe diesen Stand aufgegeben, weil mein Principal so grausam war, mich die Arzeneien in Mörsern zerstoßen zu lassen, wobei mir die Arme immer schauderhaft müde wurden."

„Hier habe ich eine Flasche mit Opium..."

„Barmherzigkeit!" rief Trespolo und sank auf die Kniee.

„Steh' auf, Dummkopf, und höre aufmerksam, was ich Dir zu sagen habe. Nisida, die kleine Närrin, verlangt durchaus, daß ich mit ihrem Vater rede; ich habe ihr eingebildet, daß ich noch heute abreise, um meine Papiere zu holen. Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren. Du bist ja sehr bekannt beim Fischer, gieße diese Flüssigkeit in den Wein der Leute; wenn Du aber mehr hineinthust, als nöthig ist, um einen tiefen Schlaf zu erzeugen, so wirst Du gehängt. Dann wirst Du mir für diese Nacht eine gute Leiter besorgen und in meiner Barke, in der Du Numa und Bonaroux findest, auf mich warten. Zum Entkommen brauche ich Dich nicht, denn ich habe meinen Dolch aus Campo-Basso bei mir."

„Aber, gnädiger Herr," stammelte Trespolo, wie vom Donner gerührt.

„Keine Weitläufigkeiten gemacht," rief der Prinz und stampfte ungeduldig mit dem Fuß, „oder bei dem Tode meines Vaters, ich will Dir Deine Bedenklichkeiten austreiben."

Darauf wandte er sich schnell um und ging davon, fest überzeugt, daß Trespolo sich hüten würde, einen seiner Befehle zu vernachlässigen.

Der unglückliche Trespolo erfüllte die Anmuthungen seines Herrn, denn die Furcht überwand bei ihm alles Andere. An diesem Abend ging es in dem Hause des Fischers zum Verzweifeln

traurig zu, und der falsche Pilger suchte vergeblich das Gespräch durch eine erzwungene Lustigkeit anzuregen. Nisida's Gedanken waren beschäftigt mit der Abreise ihres Geliebten, und Salomo, welcher die Betrübniß seiner Tochter unbewußt theilte, hatte kaum einige Tropfen Wein genossen, und auch diese nur, um den wiederholten Bitten seines Gastes nachzugeben. Gabriel war schon am Morgen in Bastiano's Gesellschaft nach Sorrento abgereist, von wo er erst nach einigen Tagen zurückkehren sollte, und diese Abwesenheit vermehrte noch die Schwermuth des Greises. Als Trespolo gegangen war, fühlte sich der Fischer so ermüdet, daß er sich sogleich schlafen legte. Nisida ließ ihre Arme ermattet herabhängen, und ihr Haupt konnte sie kaum aufrecht erhalten; ihr Herz war voll banger Ahnungen und kaum fühlte sie noch Kraft genug bis in ihr Zimmer hinaufzugehen. Nachdem sie noch maschinenmäßig ihre Lampe mit Oel versehen, sank sie bleich und starr wie eine Leiche über ihr Bett. Eben brach ein heftiger Sturm aus, einer dieser gewaltigen Stürme, welche man nur in den südlichen Gegenden erlebt, wo das angehäufte Gewölk plötzlich von einander platzt, Ströme von Regen und Hagel heruntergießt und fast eine neue Sündfluth befürchten läßt. Das Rollen des Donners kam immer näher und brach sich mit tausendfältigem Echo an den Bergen, welche den Meerbusen von Neapel umschließen. Der sonst so ruhige, glatte Golf, in dem man das Bild der Insel wie in einem Spiegel sah, wurde plötzlich dunkel. Die Wogen wälzten sich wüthend empor und drängten sich schäumend gegen das Gestade der Insel, das von ihren gewaltigen Stößen erbebte.

Die muthigsten Fischer hatten ihre Nachen aufs Land gezogen und suchten, in ihre Hütten eingeschlossen, Frauen und Kinder zu beruhigen.

Mitten in der Finsterniß des Meeres erglänzte, wie ein Stern, die Lampe Nisida's vor dem Muttergottesbilde.

Zwei Boote, ohne Steuer, ohne Segel, tanzten, von den Flu-

then hin- und hergeschleudert und von den schäumenden Wellen gepeitscht, wie Nußschalen über dem Abgrund. Zwei Männer standen darin mit nackten Armen und nackter Brust, die Haare im Winde flatternd. Sie hielten sich bei der Hand, um die beiden Boote zusammenzuhalten, und trotzten dem Sturm mit stolzem zuversichtlichen Blick.

„Ich bitte Dich noch einmal," rief der Eine, „laß mich los, Du sollst sehen, Gabriel, daß ich mit meinen beiden zerbrochenen Rudern doch noch vor Tagesanbruch La Torre erreiche!"

„Du bist wunderlich, Bastiano, seit heute Morgen ist es uns unmöglich gewesen, nur bis Vico zu kommen, obgleich wir immer am Ufer hinfuhren, und Du willst nach La Torre. Gegen diesen gewaltigen Orkan richtest Du mit all' Deiner Kraft und Geschicklichkeit nichts aus."

„Das ist das erste Mal, daß Du Dich weigerst, mich zu begleiten."

„Nun ja, lieber Bastiano, ich weiß nicht, wie es kommt, aber es zieht mich heute mit unwiderstehlicher Macht zur Insel zurück. Der Himmel hat die Winde entfesselt, um mich wider Willen zurückzuführen, und ich will es Dir nur gestehen, wenn Du mich auch für närrisch hältst: ich sehe in diesem ganz gewöhnlichen und natürlichen Sturm einen höhern Fingerzeig, der mich nach Hause zurückruft. Siehst Du dort die Lampe schimmern?"

„O, ich kenne sie," sagte Bastiano seufzend.

„Sie wurde vor dem Bilde der heiligen Jungfrau an demselben Tage angezündet, als meine Schwester zur Welt kam, und bereits achtzehn Jahre hindurch brennt sie Tag und Nacht. Meine Mutter hat es so gewünscht, als sie starb. Du glaubst gar nicht, lieber Bastiano, wie viel traurige Gedanken dieser letzte Wille meiner Mutter, an den mich die Lampe so oft erinnert, in meiner Seele erweckt. Meine arme Mutter ließ mich an ihr Sterbebett treten und erzählte mir eine schreckliche Geschichte, ein grausiges

Geheimniß, das wie ein Bleigewicht auf meiner Seele lastet, und das ich bisher noch keinem Freunde habe anvertrauen mögen, so sehr mich das erleichtert hätte. Als sie ihre Erzählung beendigt, wollte sie meine eben geborne Schwester sehen und umarmen; dann zündete sie selbst mit zitternder und bereits kalter Hand die Lampe an. „„Vergiß nie,““ dies waren ihre letzten Worte, „„vergiß nie, Gabriel, daß Deine Schwester der Madonna geweiht ist; so lange dies Licht vor dem heiligen Bilde der Jungfrau glänzt, ist Deine Schwester in keiner Gefahr.““ Jetzt wirst Du begreifen, warum, wenn wir Beide bei Nacht durch den Golf rudern, ich niemals die Augen von dieser Lampe abwende. Ich habe einen unerschütterlichen Glauben daran, daß die Seele meiner Schwester in demselben Augenblick zum Himmel emporfliegt, in welchem jenes Lichtchen erlischt.“

„Nun wohl!“ rief Bastiano plötzlich und verrieth durch den seltsamen Ton seiner Stimme die Bewegung seines Herzens; „wenn Du lieber nach Hause zurückwillst, so gehe ich allein nach La Torre.“

„Lebe wohl,“ sagte Gabriel und ließ die Hand seines Freundes los, ohne jedoch die Augen von dem Fenster abzuwenden, nach welchem es ihn heute besonders mächtig hinzog, er wußte selbst nicht warum. Bastiano verschwand und Nisida's Bruder näherte sich, vom Gange der Wellen unterstützt, immermehr dem Ufer. Plötzlich schrie er laut auf, daß es selbst das Toben des Sturmes übertönte.

Der Stern war erloschen; man hatte die Lampe ausgeblasen.

„Meine Schwester ist todt!“ schrie Gabriel, stürzte sich ins Meer und theilte mit gewaltiger Kraft und Schnelligkeit die schäumenden Wogen.

Der Sturm war noch heftiger geworden; lange Blitze durchzuckten die finsteren Wolken und erleuchteten auf Augenblicke alle Gegenstände mit ihrem falben Lichte. Der Fischer bemerkte eine Leiter

an dem Hause seines Vaters und war mit drei Sätzen oben im Zimmer.

Als der Prinz in dies kleine keusche Heiligthum eintrat, fühlte er sich sonderbar bewegt. Das ruhige, sanfte Antlitz der heiligen Jungfrau, welche das schlafende Mädchen zu bewachen schien, dieser Duft der Unschuld, welcher rings um das jungfräuliche Lager verbreitet war; diese Lampe endlich, die wie ein guter Geist die Schlummernde beschützte, Alles dies bewegte den Verführer auf eine ihm bisher gänzlich unbekannte Art. Er ärgerte sich über seine „lächerliche Schüchternheit," wie er es nannte, löschte das Licht aus und trat eben an das Bett heran. Plötzlich stürzte Gabriel über ihn her, wie ein grimmiger Tiger.

Brancaleone zog schnell und kühn einen langen Dolch mit dünner gerinnter Klinge versehen, nachdem er sich mit einer seltenen Geschicklichkeit aus den Händen des Fischers losgewunden; aber Gabriel lachte verächtlich, riß ihm die Waffe aus der Hand, brach sie auf seinem Knie entzwei, warf ihn dann drei Schritte von sich zu Boden und beugte sich über seine arme Schwester hin, um sie beim flüchtigen Lichte des nächsten Blitzes anzusehen.

„Todt!" schrie er verzweifelt die Hände ringend, „todt, todt!"

Er konnte kein anderes Wort hervorbringen, so sehr übermannte ihn seine Wuth und sein Schmerz. Seine Haare, die das Unwetter ihm auf die Backen hatte fallen lassen, richteten sich auf wie Borsten, eine eisige Kälte rieselte durch das Mark seiner Knochen, und er fühlte gleichsam, wie seine Seele nach innen ins Herz hineinweinte.

Der Prinz jedoch, den seine bewundernswürdige Kaltblütigkeit auch nicht einen Augenblick verließ, hatte sich indeß blutend vom Boden erhoben. Bleich und zitternd vor Wuth tastete er umher nach einer Waffe, um sich zu rächen. Gabriel sprang wieder auf ihn zu, packte ihn wie mit eiserner Faust beim Nacken und schleppte ihn in das Schlafzimmer des Greises.

„Vater, Vater!“ rief er mit herzzerreißender Stimme, „hier ist der Bösewicht, welcher Nisida ermordet hat!“

Der Greis hatte nur wenige Tropfen von dem Schlaftrunk genossen und wachte sogleich auf bei diesem Schrei, der tief in seiner Seele widerhallte, sprang empor, warf die Decken ab und eilte mit jener Schnelligkeit, welche besonders den Müttern im Augenblick der Gefahr eigenthümlich ist, in das Zimmer seiner Tochter hinauf, machte Licht an, kniete neben ihrem Bette nieder und untersuchte mit fürchterlicher Angst, ob der Puls seines theuren Kindes noch schlage und ihre Brust sich athmend hebe.

Alles dies trug sich schneller zu, als wir es erzählen können. Brancaleone hatte sich aus den Händen des Fischers noch einmal losgemacht, nahm plötzlich seinen ganzen fürstlichen Stolz an und sprach mit großer Sicherheit:

„Du wirst mich nicht tödten, ohne mich zuvor zu hören.“

Gabriel wollte ihn mit blutigen Schmähungen überhäufen; allein er konnte kein Wort hervorbringen und brach in Thränen aus.

„Deine Schwester ist nicht todt,“ sagte der Prinz mit kalter Würde; „sie ist nur eingeschlafen. Du kannst Dich selbst davon überzeugen. Ich verpflichte mich auf mein Ehrenwort, hier zu bleiben, bis Du zurückkommst.“

Diese Worte sprach er mit einem Tone der Wahrheit, der den Fischer überraschte. Er sah einen unerwarteten Hoffnungsschimmer und bekam die Sprache wieder. Den Fremden mit einem Blick voll Haß und Mißtrauen messend, murmelte er mit dumpfer Stimme:

„Bilde Du Dir nur nicht ein, mir entwischen zu können.“

Dann ging er in das Zimmer seiner Schwester hinauf, trat an den Greis heran und fragte zitternd:

„Nun, wie steht's, mein Vater?“

Salomo stieß ihn sanft mit der Hand zurück, winkte ihm zu, er möge schweigen, und sprach dann mit leiser Stimme:

„Sie ist weder todt, noch vergiftet. Man hat ihr wahrschein-

lich in schändlicher Absicht einen Schlaftrunk eingegeben. Sie athmet ganz regelmäßig und wird schon aus diesem Zustande wieder erwachen."

In Betreff des Lebens seiner Schwester beruhigt, ging Gabriel wieder in das Erdgeschoß des Hauses hinab, wo er den Verführer zurückgelassen hatte. Er sah finster und ernst aus; diesmal wollte er nicht über den Mörder herfallen, sondern nur Aufklärung haben über ein schändliches, verrätherisches Geheimniß und dann Rache nehmen für die verletzte Ehre seines Hauses.

Der Regen hatte aufgehört und zwischen den Wolken brach der Mond hervor, so daß das Zimmer halb erleuchtet war. Der Fischer zog seine durchnäßten Kleider zurecht, strich sich die Haare aus dem Gesicht, trat an den Fremden heran, der ihn ruhig erwartete, maß ihn mit einem stolzen Blick und sagte:

„Jetzt sollt Ihr mir erklären, wie Ihr in dies Haus gekommen seid."

„Ich gestehe," sagte der Prinz mit großer Ruhe und Unverschämtheit, „daß der Schein gegen mich spricht, es ist das gewöhnliche Schicksal der Liebhaber, für Diebe gehalten zu werden. Allein, obgleich ich nicht das Glück habe, Euch bekannt zu sein, bin ich doch der Bräutigam der schönen Nisida, und zwar, wohlverstanden, mit Einwilligung Eures Vaters. Leider sind meine Aeltern so grausam gewesen, mir ihre Einwilligung zu verweigern, und so habe ich mich von der Liebe zu einem Fehler verleiten lassen, gegen den ein junger Mann, wie Ihr, nachsichtig sein muß. Es war weiter nichts, als ein einfacher Entführungsversuch mit den besten Absichten von der Welt; das kann ich beschwören und bin bereit, Alles wieder gut zu machen, wenn es Euch recht ist, mir als Bruder zur Versöhnung die Hand zu reichen."

„Ein schändlicher Verräther bist Du!" sagte Gabriel, dessen Gesicht vor Unwillen zu glühen begann, als er mit so unverschämter Leichtfertigkeit von seiner Schwester sprechen hörte. „Wir

Fischer," sagte er, „rächen uns auf eine andere Art, als Ihr Städter es thun mögt. Hast Du Dir eingebildet, Unglück und Schmach in unser Haus bringen und Meuchelmörder bezahlen zu können, die sich an den Tisch eines Greises schleichen, um seine Tochter zu vergiften; hast Du Dir eingebildet, wie ein Räuber bei Nacht in das Zimmer meiner Schwester schleichen zu dürfen und dann damit abzukommen, daß Du das schönste Weib des Königreichs heirathest?"

Der Prinz machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ruhig," fuhr Gabriel fort, „ich könnte Dich zermalmen wie Deinen Dolch, aber ich habe Mitleid mit Dir. Ich bemerke eben, daß Du mit Deinen zarten Händchen nichts anzufangen weißt, weder um Dich zu vertheidigen, noch um zu arbeiten. Ich fange an, Alles zu merken. Du hast Dich nur gerühmt, Herrchen, ein Fischer zu sein, Du hast die Armuth gestohlen, Du hast Dich mit diesen alten Kleidern ausgeputzt; aber Du bist ihrer nicht werth."

Er blickte mit tiefster Verachtung auf den Prinzen, trat dann an einen Wandschrank und zog eine Axt und eine Flinte heraus.

„Das sind alle Waffen," sagte er, „die wir im Hause haben, wähle."

Ein Blitz der Freude zuckte über die Stirn des Prinzen, der bis jetzt seine Wuth hatte verbergen müssen; begierig griff er nach der Flinte, trat drei Schritte zurück und sprach, indem er eine stolze Haltung annahm:

„Du hättest mir die Waffe gleich Anfangs geben sollen, denn dann durfte ich nicht erst Deine dummen Redensarten anhören. Dank, junger Mann! Einer meiner Bedienten wird Dir die Flinte wieder zustellen; hier, für Deine Mühe."

Er warf ihm seine Börse zu, die schwer und klirrend vor den Füßen des Fischers zur Erde fiel.

„Ich habe Euch die Flinte gegeben, damit Ihr Euch mit mir schlagt!" rief Gabriel, der ganz erstaunt dastand.

„Du bist ein Narr, Jungchen!“ sagte der Prinz und wollte gehen.

„Also Ihr wollt Euch nicht mit mir schlagen?“ sagte Gabriel mit entschlossenem Ton.

„Ich habe Dir ja schon gesagt, daß ich mich mit Dir nicht schlagen kann.“

„Und warum nicht?“

„Weil Gott es so gewollt hat, weil Du geboren ist, um im Staube zu kriechen, und ich, um Dich mit Füßen zu treten; weil alles Blut, das ich auf dieser ganzen Insel vergießen könnte, noch nicht einen Tropfen von dem meinigen aufwöge; weil das Leben von tausend elenden Kerlen, wie Du, nicht so viel werth ist, als eine Stunde des meinigen; weil Du, wenn ich Dir meinen Namen nenne, vor mir niederknieen würdest; weil Du weiter nichts bist, als ein armseliger Fischer und ich der Prinz von Brancaleone.“

Bei diesem Namen, den der junge Herr ihm ins Gesicht warf, um ihn gleichsam wie mit einem Blitzstrahl zu treffen, fuhr der Fischer auf wie ein verwundeter Löwe. Er athmete hoch auf, als wenn er eine schwere Last vom Busen abgewälzt, die lange Zeit auf ihm gelegen.

„Bist Du endlich in meinen Händen, gnädiger Herr? Eine blutige Schuld ist zwischen dem armen Fischer und dem mächtigen Prinzen vorhanden, und Du sollst für Dich und Deinen Vater bezahlen. Wir wollen unsere Rechnung in Richtigkeit bringen!“ rief er und schwang die Axt um das Haupt des Prinzen, der auf ihn anlegte. „O, Du bist etwas zu eilig gewesen in der Wahl, denn die Flinte ist nicht geladen.“

Der Prinz erbleichte.

„Ein schreckliches Geheimniß,“ fuhr Gabriel fort, „waltet zwischen unsern beiden Familien, ein Geheimniß, das meine Mutter mir anvertraute, als sie schon mit einem Fuß im Grabe stand, und das selbst mein Vater nicht weiß. Bisher hat es Niemand

in der Welt erfahren; Du kannst es wissen, denn Du sollst bald sterben."

Er schleppte ihn mit sich in den Hof.

„Weißt Du, warum meine Schwester, welche Du entehren wolltest, der heiligen Jungfrau geweiht ist? Weil Dein Dir ähnlicher Vater meine Mutter entehren wollte, denn in Deinem verfluchten Hause ist die Nichtswürdigkeit erblich. Du weißt es nicht, welche langsame und schreckliche Qualen meine arme Mutter erduldet hat, Qualen, die ihr das Herz brachen und sie schon früh in die Grube brachten, Qualen, welche ihre Engelseele nur dem Sohne anvertraute, als ihre letzte Stunde erschien, und auch da nur in der Absicht, mir die Bewachung der Schwester anzuvertrauen."

Bei diesen Worten wischte sich der Fischer eine heiße Thräne aus den Augen.

„Eines Tages," fuhr er fort, „als wir noch nicht geboren waren, landete in einer prächtigen Barke eine vornehme ausgeputzte Frau und wünschte meine Mutter zu sehen, die damals eben so jung und schön war, als heute meine Nisida. Sie konnte sie nicht genug bewundern und tadelte das blinde Geschick, daß es diesen schönen Diamant auf einer unbekannten Insel verborgen habe. Sie überhäufte meine Mutter mit Lobsprüchen, Schmeicheleien und Geschenken und bat endlich ihre Aeltern um die Erlaubniß, sie als ihre Gesellschafterin mit sich zu nehmen. Die armen Leute waren schwach genug, nachzugeben, da sie glaubten, eine so vornehme Dame müsse ihr Kind glücklich machen. Jene Frau war Deine Mutter, und weißt Du, warum sie das unschuldige Mädchen holen kam? Weil Deine Mutter einen Geliebten hatte und sich durch dieses schändliche Mittel die Nachsicht des Prinzen sichern wollte."

„Schweig, Elender!"

„O, Du mußt mich bis zu Ende hören, Excellenz. In den ersten Tagen nahm man sich meiner armen Mutter mit der zärt-

lichsten Sorgfalt an, die Prinzessin konnte sich keinen Augenblick von ihr trennen; sie nannte sie mit den liebsten Namen, schenkte ihr die schönsten Kleider, die kostbarsten Schmucksachen, und die Bedienten mußten sie ganz wie eine Tochter ihrer Herrschaft behandeln. Als daher ihre Verwandten sie besuchten, um zu sehen, wie es ihr gehe, schien sie ihnen so glücklich zu sein, daß sie die Prinzessin wie einen vom Himmel herabgekommenen Engel segneten. Der Prinz faßte für meine Mutter eine besondere Neigung und mit jedem Tage wurde sein Betragen zutraulicher, seine Liebkosungen offener. Zuletzt verreiste die Prinzessin auf einige Tage und that, als bedauere sie es, ihr liebes Kind, wie sie meine Mutter nannte, nicht mitnehmen zu können. Jetzt kannte die Zudringlichkeit des Prinzen keine Grenzen mehr, er trat offen mit seinen schändlichen Absichten vor und bot dem armen Mädchen prächtige Perlenhalsbänder und einen Juwelenschmuck an für ihre Unschuld, als sie sich aber weigerte, da wurde seine glühende Leidenschaft zur Wuth. Er ließ die Unglückliche in ein Verließ werfen, in das kaum ein schwacher Strahl des Tageslichts hinabdrang. Jeden Morgen erschien ein häßlicher Kerkermeister, welcher ihr ein Stück Schwarzbrot brachte und ihr wiederholentlich sagte, es hänge ganz von ihr ab, das schönste Leben zu führen, wenn sie nur die Geliebte des Prinzen werden wolle. Diese Qual dauerte zwei Jahre, während welcher die Prinzessin eine weite Reise ins Ausland machte. Natürlich glaubten die Aeltern meiner Mutter, ihr Kind sei noch immer glücklich bei ihrer hohen Gönnerin. Wahrscheinlich hatte die Prinzessin bei ihrer Rückkehr wieder für manchen Fehltritt um Verzeihung zu bitten; sie warf ihm seine Ungeschicklichkeit vor, ließ meine Mutter aus dem Kerker ziehen und stellte sich sehr unwillig über die harte Behandlung, ja, sie zwang sich selbst zu Thränen, und es gelang ihr, das arme Opfer so vollständig zu betrügen, daß sie es ihr noch dankte.

„Eines Abends — ich bin bald zu Ende, gnädigster Herr,

werde mir nicht ungeduldig — eines Abends wollte die Prinzessin mit ihrer Gesellschafterin allein essen; es wurden die seltensten Früchte, die ausgesuchtesten Gerichte, die herrlichsten Weine aufgetragen, und meine arme Mutter, die nicht nur körperlich, sondern auch geistig durch die langen Entbehrungen geschwächt war, überließ sich unvorsichtiger Weise einer krankhaften Fröhlichkeit; man goß ihr teuflische Getränke ein, denn auch das scheint in Eurer Familie erblich. Meine Mutter fühlte sich sehr aufgeregt, ihre Augen hatten einen fieberhaften Glanz, ihre Wangen glühten; jetzt gerade trat der Prinz herein ... aber, Excellenz, es geschehen zuweilen Wunder, um die Armen zu retten! .... meine Mutter flüchtete wie eine aufgescheuchte Taube in die Arme der Prinzessin, welche sie lächelnd von sich wies. Die Arme wußte nicht, was sie thun sollte, zitterte am ganzen Leibe, brach in Thränen aus und kniete sich hin mitten in der Behausung der Unzucht. Es war gerade der Tag der heiligen Anna; plötzlich erbebte das ganze Haus, die Mauern borsten, und Angstgeschrei ertönte von der Straße herauf. Meine Mutter war gerettet. Es war jenes Erdbeben, welches halb Neapel zerstörte und von dem Du wohl wissen wirst, gnädiger Herr, da Euer voriger Palast nicht mehr bewohnbar ist."

„Wo soll das hinaus?" rief Brancaleone schrecklich bewegt.

„Ich will weiter nichts, als Dir beweisen, daß Du Dich mit mir schlagen mußt, Excellenz," sagte Gabriel und reichte ihm eine Patrone. „Jetzt, gnädiger Herr, bete zu Gott um Verzeihung Deiner Sünden, denn ich sage Dir, Du stirbst von meiner Hand. Es giebt eine Vergeltung!"

Der Prinz untersuchte aufmerksam Pulver und Kugel, sah nach, ob die Flinte in gutem Zustande sei, lud und legte an; aber sei es, daß die Erzählung des Fischers ihn zu sehr bewegt, sei es, daß der Regen den Boden geglättet, kurz, als er mit dem linken Fuß vortrat, um desto sicherer zu zielen, verlor er das Gleichgewicht, sank auf ein Knie und der Schuß fuhr in die Luft.

„Dieser Schuß gilt nicht,“ rief Gabriel sogleich und reichte ihm eine zweite Patrone.

Bei dem Knall erschien Salomo am Fenster, blieb aber, da er sogleich bemerkte, was hier vorging, ein müßiger Zuschauer. Eligy stieß einen schrecklichen Fluch aus und lud seine Waffe noch einmal; allein ihn verwirrte die ruhige Haltung des jungen Mannes, der unbeweglich vor ihm stand, und der Anblick des Greises, welcher gleichsam den Himmel anzuflehen schien, daß er die Unschuld siegen lasse; seine Füße schwankten, seine Hände zitterten und er fühlte eine tödtliche Kälte in den Adern; doch suchte er seine Bewegung zu beherrschen und zielte noch einmal. Die Kugel pfiff dicht am Ohre des Fischers vorbei und fuhr in den Stamm einer Pappel.

Jetzt ergriff der Prinz mit dem Muthe der Verzweiflung seine Waffe beim Lauf und ging auf den Gegner los, aber Gabriel sprang mit seiner Axt auf ihn zu und schmetterte mit einem Schlage den Kolben vom Gewehr; doch zauderte er noch, einen vertheidigungslosen Mann zu tödten, als zwei bewaffnete Diener sichtbar wurden. Gabriel sah sie nicht kommen; aber als sie ihn eben von hinten festnehmen wollten, schrie Salomo laut auf und sprang seinem Sohne zu Hülfe.

„Hierher, Numa, hierher, Bonaroux, macht die Schufte nieder, denn sie wollen mich ermorden.“

„Du lügst, Prinz von Brancaleone!“ rief Gabriel und spaltete ihm mit einem Hiebe seiner Axt den Schädel.

Als die beiden Bravo's ihren Gebieter, zu dessen Vertheidigung sie herbeieilten, todt zusammensinken sahen, ergriffen sie die Flucht. Salomo und sein Sohn gingen in das Zimmer Nisida's hinauf. Eben war sie aus ihrem schweren Schlafe erwacht; ein leichter Schweiß perlte auf ihrer Stirn und langsam öffnete sie ihre schönen Augen.

„Warum siehst Du mich so an, lieber Vater?“ sagte sie, noch immer etwas verwirrt, und strich sich mit der Hand über die Stirn.

Der Greis umarmte sie zärtlich.

„Du hast eben eine große Gefahr überstanden, meine arme Nisida; stehe auf und danke der heiligen Madonna."

Noch waren Vater, Sohn und Tochter nicht vom Dankgebete aufgestanden, als ein Waffengeräusch im Hofe ertönte, das Haus von Soldaten umringt wurde und ein Gensdarmen-Officier an Gabriel herantrat, um ihn zu verhaften.

„Im Namen des Gesetzes! ich verhafte Euch, denn Ihr habt soeben an Sr. Excellenz, dem durchlauchtigen Herrn und Prinzen von Brancaleone einen Meuchelmord begangen."

Nisida erschrak, erbleichte und stand unbeweglich da, wie eine Marmorstatue. Gabriel bereitete sich zur Gegenwehr; aber sein Vater gab ihm einen Wink, sich ruhig zu verhalten.

„Signor," wandte sich der Greis an den Officier, „mein Sohn hat den Prinzen im rechtmäßigen Zweikampfe getödtet, denn der Letztere hat sich in dieser Nacht bewaffnet in unser Haus geschlichen. Hier sehen sie die Beweise: die gegen jenes Fenster gelehnte Leiter und hier ein zerbrochener Dolch mit dem Wappen des Hauses Brancaleone. Uebrigens weigern wir uns nicht, Ihnen zu folgen."

Die letzten Worte des Fischers wurden übertönt von dem Geschrei:

„Nieder mit den Sbirren! nieder mit den Gensdarmen!"

Die ganze Insel war unter den Waffen, und die Fischer hätten sich lieber bis auf den letzten Mann in Stücke hauen lassen, als zugegeben, daß man Salomo oder seinem Sohne auch nur ein Haar krümme.

Der Greis erschien vor der Schwelle seiner Thür und beruhigte durch einen einzigen Wink den Zorn des Volkes.

„Ich danke Euch, meine Kinder; aber man muß das Gesetz achten. Ich werde allein die Unschuld meines Sohnes vor Gericht zu vertheidigen wissen."

Noch vor drei Monaten saß der alte Fischer mit Nisida gleichsam strahlend von Glück vor seiner Thür, wie ein König auf der steinernen Bank thronend, und segnete seine beiden Kinder. Jetzt ist Alles verändert in dem Dasein dieses weiland so glücklichen und beneideten Mannes. Das freundliche Häuschen, welches an der See stand, wie ein Schwan am Ufer des durchsichtigen Teiches, ist jetzt traurig und verlassen. Auf dem kleinen Hofe, auf dem sich noch kürzlich Gruppen vergnügter Menschen jeden Abend versammelten, herrscht jetzt das Schweigen des Grabes, und kein menschlicher Laut unterbricht die düstere Stille dieser Einsamkeit. Nur die Meereswoge scheint klagend zu rauschen, wenn sie an dies Gestade schlägt.

Gabriel ist verurtheilt. Die Nachricht vom Tode des jungen schönen und von aller Welt angebeteten Prinzen von Brancaleone brachte nicht nur den neapolitanischen Adel, sondern auch die ganze Bevölkerung in Aufruhr. Alle Welt beweinte ihn, und ein einstimmiges Rachegeschrei erhob sich gegen den Mörder, und die Gerechtigkeit war diesmal erschreckend schnell.

Die Richter zeigten übrigens die reinste Unparteilichkeit, und es trifft sie kein Vorwurf, der nicht gleichzeitig die Gesetze träfe. Der Schein war zu sehr gegen den armen Fischer.

Trespolo, bei dem die Furcht alle Gewissensbisse beseitigte und der als Vertrauter des Prinzen zuerst verhört wurde, erklärte mit kaltblütiger Unverschämtheit, sein Gebieter habe sich auf einige Tage den Zudringlichkeiten einer jungen Dame entziehen wollen, deren Liebe ihm langweilig geworden war; er habe ihn, nebst drei andern Bedienten auf die Insel begleitet und, um den Fischern das Incognito seiner Excellenz nicht zu verrathen, sich als Pilger verkleidet.

Zwei Feldwächter, welche sich zufällig im Augenblick des Verbrechens auf einem Hügel befunden, bestätigten durch ihr Zeugniß die Angaben des Dieners. Hinter einer Hecke versteckt, hatten sie

Gabriel auf den Prinzen losstürzen gesehen und deutlich gehört, wie dieser Letztere um Hülfe gegen den Mörder schrie. Alle Zeugen, selbst diejenigen, die auf Verlangen des Angeklagten herbeigeholt waren, verschlimmerten nur seine Lage durch ihre Aussagen, so gern sie ihm hätten behülflich sein mögen. Die Untersuchung ergab daher, daß der Prinz sich auf einige Tage nach der Insel Nisida zurückgezogen habe, um daselbst zu fischen, was von jeher seine Lieblingsbeschäftigung gewesen sei. (Man bewies durch mehrere Zeugenaussagen, daß der Prinz regelmäßig alle zwei Jahre zugegen gewesen war, wenn auf seinem Landgute bei Palermo Thunfische gefangen wurden.) Wahrscheinlich habe Gabriel ihn erkannt, da er wenige Tage vorher bei der Procession zugegen gewesen, und den Gedanken gefaßt, ihn zu ermorden. Am Tage vor der Unglücksnacht war Gabriel abwesend, sein Vater und seine Schwester aber ganz besonders aufgeregt gewesen. Gegen Abend hatte der Prinz seine Diener verabschiedet und war allein ausgegangen, um, seiner Gewohnheit gemäß, einen Spaziergang am Gestade zu machen. Ueberrascht vom Sturm und unbekannt mit den Fußsteigen der Insel, war er um das Haus des Fischers herumgeirrt, um eine Zuflucht zu suchen, und jetzt hatte sich Gabriel, ermuthigt durch die Finsterniß und das Brüllen des Sturmes, welches das Geschrei seines Opfers übertäuben mußte, entschlossen, das Verbrechen auszuführen. Zweimal hatte er auf ihn geschossen, ohne ihn treffen zu können, und ihm dann mit der Axt den Schädel gespalten. In dem Augenblicke, als er mit Salomo's Hülfe den Leichnam habe ins Meer werfen wollen, seien die Diener des Prinzen erschienen; da wären die Beiden dann in das Zimmer Nisida's gegangen, hätten jenes abgeschmackte Mährchen ersonnen und sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau hingekniet, um die Gerechtigkeit zu täuschen. Alle Umstände, welche Salomo zu Gunsten seines Sohnes anführte, sprachen gegen ihn: die am Fenster Nisida's gefundene Leiter gehörte dem Fischer, der Dolch,

welchen der Prinz stets bei sich trug, war ihm offenbar erst nach seinem Tode fortgenommen, und Gabriel hatte ihn zerbrochen, um die Spuren seines Verbrechens soviel als möglich zu verwischen. Auf das Zeugniß Bastiano's gab man gar nichts, obgleich er, um zu zeigen, daß die Tödtung unmöglich vorher bedacht sein könne, versicherte, daß sich der Angeklagte erst in dem Augenblick von ihm getrennt habe, als der Sturm auf der Insel zum Ausbruch gekommen: erstlich war der Taucher bekannt als Gabriel's bester Freund und glühendster Liebhaber seiner Schwester, zweitens hatte man ihn in derselben Stunde, in welcher er noch in der Nähe Nisida's gewesen zu sein behauptete, bei La Torre landen sehen. Was die Liebe des Prinzen zu dem armen Fischermädchen betrifft, so zuckten die Richter über diese Erfindung mit verächtlichem Lächeln die Schultern und fanden besonders den langen Widerstand der Dirne und die Mittel unglaublich, welche der Prinz sollte angewendet haben, um Nisida's Tugend zu besiegen. Eligy von Brancaleone war so jung, war so schön und so einnehmend, zugleich aber bei allen seinen Erfolgen so geduldig, daß man ihm höchstens dann Gewaltthätigkeit zugetraut hätte, wenn es für ihn darauf angekommen wäre, sich eine seiner Geliebten vom Halse zu schaffen. Ein sehr schweres Zeugniß gegen Gabriel war der Umstand, daß man unter dem Bette des Fischers einen goldgefüllten Beutel mit Brancaleone's Wappen gefunden.

Der Greis ließ sich durch dieses Gerüst von Lügen nicht entmuthigen. Nachdem er die theuere Beredtsamkeit der Advocaten mit Geld aufgewogen, übernahm er es selbst, seinen Sohn zu vertheidigen; und sprach mit einer solchen leidenschaftlichen Wahrheit, daß alle Zuhörer bewegt wurden und drei Richter ein freisprechendes Urtheil abgaben; allein die Mehrzahl war gegen ihn und das Todesurtheil wurde ausgesprochen.

Die Nachricht verbreitete sich sogleich auf der ganzen Insel und machte alle Bewohner trostlos. Die Fischer, welche sich beim ersten

Auftreten der Gewalt in Masse erhoben hatten, um die Sache ihres Cameraden zu vertheidigen, beugten, ohne zu murren, den Nacken vor der Allmacht des Gesetzes, und selbst Salomo hielt den Dolchstich, welcher seine Seele durchbohrt, aus, ohne sich zu beklagen. Nicht ein Seufzer rang sich hervor aus seiner Brust, nicht eine Thräne benetzte sein Auge, denn die Wunde seines Herzens blutete nicht. Seit dem Tage der Verhaftung seines Sohnes hatte er Alles verkauft, was er besaß, bis auf das kleine silberne Kreuz, das seine Frau ihm sterbend vermacht, bis auf das Perlenhalsband, das er stets mit einem gewissen Stolz um Nisida's Hals gesehen, von dem es an Weiße übertroffen wurde. Die Goldstücke, welche er aus dem Verkauf dieser Gegenstände gelöst, hatte er in seine wollene Mütze genäht und war nach der Hauptstadt gezogen, wo er nichts aß, als die Bissen Brot, welche ihm das Mitleid zukommen ließ, und wo er entweder auf den Stufen der Kirchentreppen oder auf der Schwelle der Beamten schlief.

Wenn man den Heldenmuth des unglücklichen Vaters wahrhaft würdigen will, so muß man den ganzen Umfang seines Unglücks bedenken. Der bevorstehende Tod seines Sohnes war nicht der einzige Schmerz, den das Herz des achtzigjährigen Greises zu tragen hatte; obgleich durch das Alter gebeugt, sah er doch mit ruhigem Muth dem Augenblick entgegen, in dem sein Sohn ihm voran ins Grab gehen sollte. Was ihn am meisten quälte, war der Gedanke an die Schande, welche seinen Namen traf. Das erste Schaffot, welches auf der Insel errichtet wurde, es war für Gabriel, und diese schmachvolle Strafe brandmarkte die ganze Bevölkerung, indem sie zunächst ihm das Siegel der Ehrlosigkeit auf die Stirn drückte. Wie gern hätte der Greis es jetzt gesehen, daß sein Sohn sich in Gefahren gestürzt, vor welchen sein väterliches Herz früher erbebte. Jetzt war Alles verloren: ein langes Leben voll Arbeit und Mühsal, ein unbefleckter Ruf, der sich selbst über den Golf hinaus, bis in ferne Gegenden verbreitet, und die von

mehreren Geschlechtern auf einander vererbte fast abgöttische Verehrung, welche er genossen. Alles dies hatte nur dazu gedient, einen um so tieferen Abgrund auszuhöhlen, in den der Fischer von seiner Höhe des Glückes fallen sollte. Die Täuschung, dieser Heiligenschein, war verschwunden; man wagte nicht mehr den Unglücklichen zu vertheidigen, man beklagte ihn nur. Salomo sah, daß der Name seines Sohnes bald nur mit Abscheu ausgesprochen werden und Nisida bei aller Welt nur die Schwester eines Verurtheilten heißen würde. Selbst Bastiano wandte weinend sein Haupt ab. Da Salomo sich dennoch nicht beugen ließ und selbst, als alle Hoffnung verschwunden war, noch ruhig zu lächeln vermochte, glaubte man, eine fixe Idee habe sich seiner bemächtigt, und in der Stadt meinte Alles, der Greis habe den Verstand verloren.

Gabriel sah am letzten Tage seines Lebens die Sonne mit ruhiger Heiterkeit aufgehen. Er hatte ruhig geschlafen und fühlte sich ordentlich glücklich, als er erwachte. Auf seinem Strohlager zitterte ein freundlicher Sonnenstrahl, der durch das vergitterte offene Fenster seines Kerkers fiel, und ein frischer Herbstwind wehte hinein und spielte mit seinen langen Locken. Als der Gefangenwärter, welcher ihn immer mit Menschenfreundlichkeit behandelt hatte, ihn so glücklich sah, trug er Bedenken, ihm den Besuch des Pfarrers zu melden, denn er fürchtete, den armen Gefangenen aus seinen süßen Träumereien zu reißen; allein Gabriel hörte die Nachricht mit Freuden und unterhielt sich zwei Stunden lang auf das lebhafteste mit dem Priester. Als dieser mit weinenden Augen aus dem Gefängniß trat, erzählte er überall, er habe noch nie im Leben eine schönere, reinere und mit mehr Muth in ihr Schicksal ergebene Seele gesehen.

Noch immer war der junge Fischer heiter gestimmt, als seine Schwester zu ihm hereintrat. Seit jenem Tage, an dem sie bei der Verhaftung ihres Bruders ohnmächtig geworden, war sie bei einer Tante gewesen und hatte, sich alles Unglück schuldgebend,

fortwährend vor ihrer Schutzheiligen weinend auf den Knieen gelegen. Als der Augenblick erschien, in dem sie ihren Bruder zum letzten Mal umarmen sollte, erhob sie sich mit dem Muthe einer Heiligen, suchte die Spuren ihrer Thränen zu verbergen, flocht ihre schönen schwarzen Haare und zog ihr schönstes weißes Kleid an. Das unglückliche Mädchen versuchte, ihren Schmerz mit einer himmlischen List zu verbergen. Sie war stark genug, zu lächeln. Als Gabriel ihr schrecklich bleiches Gesicht sah, wollte es ihm das Herz abdrücken, und eine düstere Wolke bedeckte seine Stirn; er wollte ihr entgegen eilen, allein die Kette fesselte ihn an die Mauer des Gefängnisses. Er sank zurück und wäre hingestürzt, wenn Nisida nicht auf ihn zugesprungen und ihn in ihren Armen aufgefangen hätte. Sie versicherte ihm, ihr sei wohl, und sprach, um ihn nicht an seine traurige Lage zu erinnern, mit großer Geläufigkeit von tausend Dingen, von ihrer Tante, vom schönen Wetter und der Madonna. Dann schwieg sie plötzlich, über ihre eigenen Worte und über das Schweigen ihres Bruders erschreckt, und blickte, als wollte sie ihn bezaubern, ihm so liebevoll sie konnte mit ihren schönen Augen ins Gesicht. Durch die Anstrengung rötheten sich allmählig ihre etwas eingefallenen Wangen; Gabriel ließ sich durch die übermenschlichen Anstrengungen seiner Schwester täuschen und freute sich, daß sie Alles so kräftig überstanden. Als hätte sie seine Gedanken errathen, ergriff sie ihn bei der Hand und flüsterte ihm leise ins Ohr:

„Glücklicher Weise ist der Vater seit zwei Tagen nicht auf der Insel; er hat mir sagen lassen, daß er noch in der Stadt bleiben muß. Mit uns ist das etwas Anderes, wir sind noch jung, wir haben Muth.“

Dabei zitterte die Arme wie Espenlaub.

„Was soll aus Dir werden, meine arme Nisida!“ rief Gabriel schluchzend.

„Ich bete zur Madonna, hat sie mich nicht geschützt?“

Sie erschrak über ihre eigenen Worte, welche das Schicksal so

schrecklich Lügen gestraft. Einen Augenblick darauf fuhr sie, ihren Bruder sanft anblickend, mit seelenvollem Tone wieder fort:

„Ja, sie beschützt uns doch, noch diese Nacht ist sie mir erschienen, sie hielt ihr Kindlein im Arme und sah mich an mit mütterlicher Zärtlichkeit. Sie will uns zu Heiligen machen, denn sie liebt uns, und um Heilige zu werden, müssen wir dulden."

„Bete für mich, liebe Schwester; aber verlaß diesen traurigen Ort, welcher Deine Festigkeit am Ende doch erschüttern möchte, vielleicht auch die meinige. Lebe wohl, liebe Schwester . . ." damit küßte er sie auf die Stirn.

Das arme Mädchen sammelte alle Kraft zu diesem schwersten Augenblick; sie ging mit festem Schritt. Auf der Schwelle wandte sie sich noch einmal um und winkte ihm mit der Hand Lebewohl. Als sie aber in den Gang hinaustrat, rang sich ein lauter Seufzer aus ihrer Brust. Gabriel hörte ihn und glaubte, sein Herz müsse brechen.

Gegen Mittag trat Salomo ins Gefängniß. Mehrere Augenblicke stand er still, ganz versunken in das Anschauen seines Sohnes, dessen Schönheit ihn überraschte. Das dreimonatliche Gefängniß hatte seine von der Sonne gebräunte Haut wieder gebleicht; seine Haare waren gewachsen und fielen in langen schwarzen Locken bis auf die Schultern herab; seine Augen ruhten glänzend von Zärtlichkeit auf dem Gesicht seines Vaters. Niemals war dieser Kopf schöner gewesen, als jetzt, da er bald fallen sollte.

„Ach, lieber Sohn," sagte der Greis, „alle Hoffnung ist verloren, Du mußt sterben."

„Ich weiß es," antwortete Gabriel mit dem Tone zärtlichen Vorwurfs, „aber dies ist es nicht, was mich jetzt beunruhigt. Aber warum willst auch Du mir noch diesen Schmerz machen? Ich hatte gehofft. . . Warum bist Du nicht in der Stadt geblieben?"

„In der Stadt," sagte der Greis, „sind sie herzlos. Ich habe mich dem König, ich habe mich aller Welt zu Füßen geworfen. Keine Gnade, keine Barmherzigkeit."

„Der Tod hat für mich nichts Schreckliches, ich sah ihm ja täglich auf dem Meer ins Auge; nur das quält mich, daß Du darunter leiden mußt.“

„Glaube nicht, Gabriel, daß mein einziger Schmerz der ist, Dich sterben zu sehen! Ein viel schlimmerer quält meine Seele, ich bin stark, ich bin ein Mann und doch bin ich Schuld an Deinem Tode: ich hätte den Prinzen tödten sollen, denn in unserm Lande werden Greise eben so wenig, als Kinder zum Tode verurtheilt. Ich bin schon achtzig Jahre durch und mich hätte man begnadigt; man hat es mir gesagt, als ich mit Thränen um Deine Begnadigung bat. Vergieb mir, Gabriel, ich kannte das Gesetz nicht.“

„Aber, lieber Vater, was sprichst Du? Tausendmal hätte ich mein Leben für einen Tag des Deinigen hingegeben. Da Du Kraft genug hast, in meiner letzten Stunde zugegen zu sein, so fürchte nichts, Du sollst mich nicht erbleichen sehen; Dein Sohn wird sich seines Vaters würdig zeigen.“

„Ja, aber sterben, sterben und einen solchen Tod, der die arme Schwester der Schande übergiebt!“

Diese Worte warfen in Gabriel's Seele ein schreckliches Licht; zum ersten Male dachte er an das Schmachvolle seines Todes, an die rohe Menge und das Schaffot, an die Hand des Henkers, die den Verdammten beim Schopf ergreift, und an die rothen Blutstropfen, die wie unauslöschliche Flecken das schneeweiße Kleid seiner Schwester beflecken würden.

„O, hätte ich eine Waffe!“ rief Gabriel und blickte mit feuersprühendem Auge um sich her.

„Die Waffe ist da,“ entgegnete der Vater und legte die Hand auf den Handgriff eines Dolches, den er in seinem Busen verborgen.

„Ja, tödte Du mich, Vater,“ sagte Gabriel leise, „Dir darf ich's gestehen, daß mir graut vor der Hand des Henkers. Meine Nisida! meine arme Nisida! Ich habe sie gesehen, sie war eben hier, schön und zart wie die Schmerzens-Madonna; sie lächelte,

um mir die Qual ihrer Seele zu verbergen. Sie war glücklich, das arme Mädchen, Dich fern zu wissen. O tödte Du mich, der Tod von Deiner Hand wird mir süß sein; Du hast mir das Leben gegeben, nimm Du es mir auch wieder. Bedenke Nisida's Glück! O zaudere nicht, es wäre eine Feigheit von uns Beiden; sie ist ja meine Schwester und Deine Tochter."

Er hielt seine entblößte Brust hin. Der Vater erhob die Hand mit dem Dolch; aber ein Krampf bemächtigte sich aller seiner Glieder, ein Strom von Thränen trat aus seinen Augen, die blinkende Waffe fiel ihm aus der Hand, und schluchzend sank er seinem Sohne in die Arme.

„Armer Vater!" sagte Gabriel, „das hätte ich mir denken können. Gieb mir den Dolch und wende Dich ab, ich bin jung und mein Arm zittert nicht."

„Nein, nein," sagte Salomo mit feierlichem Tone, „als Selbstmörder darfst Du nicht sterben, ich will schon meine Kraft zusammennehmen. Noch haben wir auch Zeit."

Der arme Vater setzte sich auf das Lager und nahm das Haupt seines Sohnes auf den Schooß. Eine ganze Weile saß er so, spielte mit seinen weichen Locken und sprach mit ihm wie in den Tagen des Glückes.

Plötzlich hörte man Schritte im Gange und ein lautes Klopfen an der Thür. Die verhängnißvolle Stunde war erschienen.

Schon stimmten die Priester den Leichengesang an, der Henker hielt sich bereit und vor der Thür des Gefängnisses harrte eine unzählige Menge, als plötzlich Salomo, der Fischer, mit flammenden Blicken, das Haupt wie von einem Heiligenschein umglänzt, auf der Schwelle erschien. Der Greis richtete sich hoch auf und zeigte in der Rechten einen blutigen Dolch.

„Das Opfer ist vollbracht!" rief er mit erhabener Stimme; „kein Engel erschien, um Abraham's Hand aufzuhalten."

Die Menge trug ihn im Triumphzuge davon.

W. J.

Ein Justizmord in Frankreich.

Am 4. Floréal des Jahres IV. der Republik (23. April 1796) saßen vier junge Männer in der Rue des Boucheries in Paris bei einem glänzenden Frühstück, das ihnen von Herrn Guesno gegeben ward, zu Ehren seines Freundes Lesurques, der vor Kurzem in der Hauptstadt angekommen war, um sich daselbst mit seiner Familie niederzulassen.

„Ja, mein lieber Guesno," sagte Lesurques, „ich habe unsere gute alte Stadt Douai für immer verlassen, oder wenn auch nicht für immer, wenigstens doch so lange, bis ich die Erziehung meiner Kinder in Paris vollendet habe. Ich bin jetzt 33 Jahre alt, habe meine Pflichten gegen mein Vaterland abgetragen, denn ich diente, nicht ohne Auszeichnung, in dem Regimente von Auvergne, bin später glücklich genug gewesen, als Bureauchef meines Districts meinen Mitbürgern von einigem Nutzen zu sein, und besitze jetzt, Dank dem väterlichen Erbe und der Mitgift meiner Frau, eine Rente von 15,000 Francs. Mein Ehrgeiz ist gestillt, fortan will ich meinen Kindern leben. Ich habe auf der Rue Montmartre eine hübsche Wohnung gemiethet, die ich mir nach meinem Geschmack einzurichten gedenke und wo ich auch Sie bald empfangen zu können hoffe."

„Gut ausgedacht," bemerkte einer der Gäste, der bis diesen Augenblick ein tiefes Stillschweigen beobachtet hatte, „aber wer vermag in Zeiten, wie die unsrigen, sicher auf morgen zu rechnen?

Ich wünsche von Herzen, daß Ihre Pläne in Erfüllung gehen mögen: Sie werden dann der glücklichste Mann in der Republik sein. Seit den letzten fünf oder sechs Jahren ist es noch keinem Bürger gelungen, wie hoch oder niedrig er auch gestellt war, vorauszusagen, was ihn in den nächsten acht Tagen treffen möchte."

Diese Worte wurden in einem Tone bitterer Entmuthigung gesprochen, der seltsam mit der überladenen Pracht des Anzuges und dem trefflichen Appetit des Sprechers contrastirte, den er beim Frühstück gezeigt hatte. Dieser, ein junger Mann, hätte für sehr hübsch gelten können, wenn seine dunklen Augen und die buschigen Augenbrauen seinem Gesichte nicht einen Ausdruck von Wildheit und Hinterlist gegeben, der noch dadurch vermehrt ward, daß er es vermied, diejenigen, mit denen er sprach, offen anzusehen. Sein Name war Couriol, und seine Gegenwart bei diesem Frühstück nur zufällig, da er zu Herrn Richard, der, ein Freund des Herrn Guesno, ebenfalls an dem heiteren Mahle Antheil nahm, gerade in dem Augenblicke zum Abschluß eines Geschäfts kam, als die kleine Gesellschaft sich niedersetzen wollte und von ihm aufgefordert ward, ohne Umstände sich ihnen anzuschließen.

Einige Tage nach dieser Feier der Ankunft des Herrn Lesurques verbreitete sich plötzlich in Paris das Gerücht, daß die Lyoner Post in dem Walde von Senart, nicht weit von Lieursaint, von mehreren Männern zu Pferde angegriffen, der Postillon nebst dem Schaffner ermordet und von dem Postwagen 75,000 Francs entwendet worden seien. Dieses fast vor den Thoren von Paris verübte Verbrechen erregte natürlich den allgemeinsten Unwillen, und die Justizbehörden beeilten sich, den Thätern auf die Spur zu kommen und sie einzufangen; und bei genaueren Nachforschungen erfuhr man ungefähr folgende nähere Umstände.

Am 8. Floréal waren vier Männer zu der Barriere von Charenton hinausgeritten, die zwar unter lautem Gespräch und Gelächter ihres Weges gezogen, aber sämmtlich unter ihren Kleidern

Waffen verborgen getragen hatten, die durch das jeweilige Klirren verrathen worden waren, wenn die Pferde zuweilen einen falschen Tritt thaten. Zwischen zwölf und ein Uhr desselben Tages hatte man vier Reiter, die jene eben beschriebenen gewesen zu sein schienen, in dem Dorfe Mongeron auf der Straße nach Melun gesehen, wo sie in der Post zu Mittag gegessen hatten, worauf sie um drei Uhr von Mongeron aufgebrochen waren und den Weg nach dem Walde von Senart eingeschlagen hatten. In Lieursaint hatten sie halten müssen, da das Pferd des einen Reiters ein Hufeisen verloren und einem andern das Kettchen gerissen war, mit dem man in jener Zeit die Sporen an den Fuß befestigte. Dieser Letztere war am Eingang des Dorfes bei einer Limonadenhändlerin, Madame Châtelain, abgestiegen, hatte sich hier Kaffee geben lassen und zugleich um eine Nadel gebeten, um sich seinen Sporen wieder festzumachen. Als aber Madame Châtelain sah, wie linkisch er sich dabei anstellte, hatte sie eine Dienerin, Namens Grossetête, gerufen und ihr befohlen, dem Herrn zu helfen. Die drei andern Reiter waren in einem von einem gewissen Champeaux gehaltenen Gasthof abgestiegen, wo sie sich Wein geben ließen, während der Wirth selbst den Reisenden, dessen Pferd ein Eisen verloren, zum Schmied Motteau begleitete. Als dies geschehen war, trafen sich alle vier Reiter bei Madame Châtelain, wo sie bis halb acht Uhr Abends Billard spielten und dann, nachdem sie noch ein Glas Wein bei Champeaux getrunken, auf der Straße nach Melun weiter ritten. Als der Wirth sie fortreiten gesehen und wieder in seine Stube zurückkehrte, bemerkte er, daß ein Säbel auf dem Tische liegen gelassen worden war. Er schickte damit einen Stalljungen nach, der sie aber nicht mehr einholen konnte. Eine Stunde nachher aber kam der Reiter, der an seinen Sporen etwas ausgebessert hatte, im vollen Galopp zurück, nahm den Säbel an sich und eilte dann im schärfsten Trabe seinen Gefährten nach. Zu gleicher Zeit wurde angezeigt, daß am 9. Floréal

gegen fünf Uhr des Morgens vier mit Schaum bedeckte Pferde zu dem Pferdeverleiher Muiron, von zwei Männern, Bernard und Couriol, die sie am vorigen Tage gemiethet hatten, wieder zurückgebracht worden waren; ein fünftes Pferd, das man als eines der am Postwagen gespannten erkannte, fand sich in der Gegend des **Palais royal** frei umher irrend, woraus man schloß, daß auch der einzige an dem Tag des Verbrechens auf der Post nach Lyon eingeschriebene Passagier Theil an der Unthat genommen haben müsse.

Bernard, welcher sich noch in Paris befand, ward sogleich verhaftet, Couriol aber, der sich nach Château-Thierry zu einem gewissen Bruer begeben hatte, wurde dort gefänglich eingezogen und mit ihm Bruer und Guesno, welcher sich Geschäfte halber bei diesem zufällig befand. Die beiden Letztgenannten bewiesen aber so vollständig, daß sie an dem genannten Tage ihre Wohnung nicht verlassen hatten, daß sie gleich nach ihrer Ankunft in Paris wieder freigelassen wurden, und der Friedensrichter Daubenton, welcher den Instructionsproceß führte, Guesno, dessen Papiere bei seiner Verhaftung mit Beschlag belegt worden waren, benachrichtigte, er könne am andern Morgen dieselben wieder bei ihm abholen.

Guesno, der so schnell als möglich diese unangenehme Angelegenheit beseitigen wollte, machte sich früh am andern Tage auf den Weg nach dem Centralbureau. Unterwegs traf er Lesurques, dem er mittheilte, wohin er gehen wollte, und den er zugleich bat, ihn dahin zu begleiten. Lesurques nahm die Einladung an; als sie aber in dem Centralbureau ankamen, war der Friedensrichter noch nicht eingetroffen und sie mußten im Vorzimmer warten. Hier fanden sich nach einiger Zeit auch mehrere Zeugen ein, die aus Mongeron und Lieursaint zur Vernehmung geholt worden waren.

Inzwischen war der Friedensrichter durch eine andere Thür in sein Arbeitscabinet getreten und eifrig beschäftigt, die Documente über den schwebenden Proceß zu prüfen und zu lesen; als ein Polizeibeamter ihn benachrichtigte, daß unter den im Vorzimmer

wartenden Zeugen sich auch zwei Frauen befänden, die Frau Santon, im Dienste des Schenkwirths Evrard in Mongeron, und das Mädchen Grossetête, im Dienste der Limonadenhändlerin Châtelain in Lieursaint, welche auf die bestimmteste Weise versicherten, daß eben jetzt zwei der Mörder im Vorzimmer des Centralbureau's gegenwärtig seien.

Auf diese wichtige Nachricht ließ der Richter Daubenton die beiden Zeugen vor sich bringen, sie selbst nochmals über ihre Aussagen zu befragen. Sie versicherten hoch und theuer, daß von einer Täuschung ihrerseits nicht die Rede sein könne, die eine Zeugin hätte die beiden Männer in Lieursaint bei Madame Châtelain Billard spielen sehen, die andere sie in Mongeron selbst bedient. Darauf befahl Daubenton, die Herren Guesno und Lesurques zu ihm zu führen, und befragte sie über den Grund ihres Hierseins, worauf er sie wieder abtreten ließ. Auch jetzt noch beharrten die beiden Weiber bei ihrer früheren Aussage, und der Richter nahm sie in Eid, schrieb ihre Anklage nieder und ließ die beiden Männer in Verhaft bringen.

Die Untersuchung wurde jetzt sehr eifrig betrieben, Guesno und Lesurques auch mit andern Zeugen aus Mongeron und Lieursaint confrontirt, und Alle erkannten in ihnen die an jenem Tage in der Schenke und bei Madame Châtelain abgestiegenen Reiter, ja Champeaux und seine Frau wollten sogar in Lesurques denjenigen erkennen, welchem die Kette vom Sporen gesprungen sei, worin mehrere Andere einstimmten.

Während das Verhör diesen für Lesurques unglücklichen Verlauf nahm, hatte dieser folgenden Brief an einen seiner Freunde geschrieben, der aber von den Gerichten aufgefangen und zu den Acten gelegt wurde:

„Mein theurer Freund. Seit meiner Ankunft in Paris habe „ich nur mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen und jetzt scheint mein „trauriges Verhängniß mich erdrücken zu wollen. Sie kennen

„mich — Sie wissen, daß ich unfähig bin, mich mit einem Ver„brechen zu belasten — und doch hat man mich des schändlichsten „Verbrechens angeklagt. Der bloße Gedanke daran macht mich „schaudern. Ich bin in der Untersuchung wegen des Raubmordes „der Lyoner Post verwickelt worden. Drei Weiber und zwei Män„ner, die ich nicht kenne, deren Wohnort mir unbekannt ist (denn „Sie wissen ja, daß ich Paris noch nicht verlassen habe), haben „die Unverschämtheit zu schwören, daß sie mich erkennen, daß ich „der erste der vier Reiter gewesen, welche in ihren Häusern ab„gestiegen seien. Sie wissen, daß ich seit meiner Ankunft in „Paris kein Pferd bestiegen habe. Sie können sich die Wichtig„keit der Anklage denken, wenn ich Ihnen sage, daß sie zu nichts „Geringerem als meiner Ermordung durch die Hände der Justiz „führen muß. Ich fordere Sie daher auf, in Ihrem Gedächtniß „die Beweise aufzusuchen, daß ich an jenem Tage, wo der Mord „geschah (ich glaube, es war der 7. oder 8. Floréal), Paris nicht „verlassen habe, damit ich diese schändlichen Verleumder überfüh„ren und zur gerechten Strafe ziehen kann."

In einer Nachschrift waren mehrere Personen namhaft gemacht, mit denen er an jenem Tage theils in Geschäften, theils in freundschaftlichem Verkehr zusammen war.

Nach Beendigung des Instructionsverfahrens wurden die Herren Guesno, Lesurques, Couriol, Bernard, Richard und Bruer vor die Assisen gestellt; die drei Ersten als Urheber oder Mitgehülfen des Raubmordes, Bernard, weil er die Pferde dazu geliefert, Richard, weil er Couriol in seinem Hause verborgen, und dessen Geliebte, Madeleine Breban, weil sie einen Theil des gestohlenen Guts angenommen und verhehlt, und Bruer, weil er Couriol in Château-Thierry aufgenommen hatte.

Hier bewies Guesno nochmals vollständig seine Unschuld; auch Bruer wies die Anklage siegreich von sich. Lesurques hatte funfzehn Zeugen — lauter achtbare Männer — herbeigerufen, die

dasselbe thun sollten; er selbst zeigte eine Ruhe und ein Vertrauen, die für ihn einen sehr günstigen Eindruck machten. Ein reicher Juwelier Legrand sagte aus, Lesurques habe den Morgen des Tages, an welchem der Mord verübt war, mit ihm zugebracht; Aldenof, ein anderer Juwelier, Hilaire Ledru und Chausfré, sie hätten mit ihm an jenem Tage zu Mittag gegessen und seien dann mit ihm nach seiner Wohnung gegangen. Ein Maler Beudart sagte ebenfalls, daß er zu diesem Mittagessen eingeladen gewesen sei, doch da er an demselben Tage den Dienst bei der Nationalgarde gehabt hätte, so habe er es ausschlagen müssen, sei aber noch denselben Abend zu Lesurques gekommen und erst von ihm gegangen, als er zu Bett gegangen sei. Zum Beweis seiner Aussage zeigte er seinen Commandierzettel vor, der das Datum des 8. Floréal trug. Endlich bezeugten auch die Arbeiter, welche Lesurques bei der Einrichtung seiner Wohnung beschäftigte, daß sie ihn zu verschiedenen Zeiten am 8. und 9. Floréal gesehen hätten.

Alle diese Zeugnisse ließen keinen Zweifel an Lesurques' Unschuld, das Gericht stand im Begriff, ihn freizusprechen, als der Juwelier Legrand sich noch einmal erhob und bemerkte, an demselben Tage, da er mit Lesurques zusammengewesen wäre, hätte er vor dem Mittagessen noch einen Juwelenaustausch mit dem Zeugen Aldenof gemacht und zum Beweis, daß er die Wahrheit sage, möge das Gericht sein Rechnungsbuch holen lassen, worin dieser Tausch verzeichnet sei. Das Buch ward geholt, aber als man die fragliche Stelle aufschlägt, erkennt man sogleich, daß der Austausch am 9. geschehen und diese Zahl schlecht ausradirt und an ihrer Stelle eine 8 gesetzt ist.

Lautes Murren des Unwillens und Erstaunens erfüllt den Saal, der vorsitzende Richter verlangt von Legrand eine Erklärung dieses Betruges, und da dieser schweigt, befiehlt er ihn zu verhaften. Bleich und zitternd bekannte er jetzt, daß er nicht ganz gewiß sei,

ob er Lesurques am 8. Floréal gesehen, daß er aber, um seinen Freund, von dessen Unschuld er überzeugt sei, zu retten, das Zeugniß abgelegt und zu größerer Beglaubigung desselben jene Aenderung in seinem Hauptbuche gemacht hätte.

Diese Aussage veränderte Lesurques' Lage völlig. Die Richter und Geschworenen sahen auch die andern Zeugenaussagen als unwahr und verdächtig an, und als die Letztern sich zur Fällung ihres Spruches aus dem Gerichtssaale entfernten, sah Lesurques, daß seine Sache verloren sei. Während dieser kurzen Zeit bat Madelaine Breban, Couriol's Maitresse, das Gericht um Gehör, und als ihr dasselbe zugestanden ward, erklärte sie, Lesurques sei unschuldig, doch seine auffallende Aehnlichkeit mit einem der wirklichen Mörder, Namens Dubosq, verführe die Zeugen, ihn des Mordes zu bezüchtigen. Diese Erklärung wurde aber kaum beachtet. Kurz darauf kehrten die Geschworenen zurück, und nach ihrem Verdict wurden Couriol, Lesurques und Bernard zum Tode, Richard zu vierundzwanzigjährigem Gefängniß verurtheilt, Guesno und Bruer losgesprochen.

Als dieses Urtheil veröffentlicht war, stand Lesurques auf und sagte seinen Richtern: „Ich bin unschuldig des Verbrechens, dessen ich angeklagt werde. O, Bürger, wenn es gräßlich ist, auf der Heerstraße zu morden, so ist es nicht weniger so, wenn das Gesetz mordet." Couriol erhob sich und erklärte: „Ich bin schuldig — ich gestehe es; doch Lesurques ist unschuldig und Bernard nahm keinen Theil an der That." Diese Erklärung wiederholte er zu vier Malen, und als er in sein Gefängniß zurückgeführt war, schrieb er dem Richter einen Brief voll Reue und Schmerz über sein Verbrechen und versicherte darin nochmals feierlich, daß er Lesurques nie gekannt, sondern jenen Raubmord mit Vidal, Rossi, Durochet und Dubosq verübt habe. „Die unglückliche Aehnlichkeit Lesurques' mit Dubosq hat die Zeugen getäuscht." Auch Madelaine Breban wiederholte ihre Versicherung der Unschuld

Lesurques' und brachte Zeugen herbei, welche versicherten, sie habe das noch vor Beginn des Verhöres gesagt.

Diese Umstände machten doch einigen Eindruck auf die Richter, Zweifel wurden wenigstens in ihnen erregt und sie eilten, dem Directorium diesen besondern Fall zur Beurtheilung vorzulegen und um Verhaltungsmaßregeln zu bitten. Zu jener Zeit war in Frankreich das Recht der Begnadigung aufgehoben; die Directoren konnten daher nichts thun, als den Rechtsfall dem gesetzgebenden Corps zur Einsicht zu überschicken, und überzeugt, wie sie von der Unschuld Lesurques' waren, schlossen sie ihre Note an den Rath der Fünfhundert mit den Worten: „Muß Lesurques auf dem Schaffot sterben, weil er einem Schurken ähnlich sieht?" Der Rath der Fünfhundert aber war der Meinung, jede Formalität sei hier dem Gesetz gemäß beobachtet worden und kein Grund vorhanden, das Urtheil zu ändern.

Lesurques trug sein unglückliches Schicksal mit Ruhe und Ergebenheit. Am Tage seiner Hinrichtung schrieb er folgende Zeilen an seine Frau: „Liebste Freundin, dem Schicksal können wir nicht entgehen, ich werde es mit Muth ertragen. Ich schicke Dir eine Locke meines Haares; wenn unsere Kinder werden erwachsen sein, so theile sie unter sie, es ist die einzige Erbschaft, die ich ihnen hinterlassen kann." In den Zeitungen aber ließ er folgenden Aufruf an Dubosq abdrucken: „Du, an dessen Statt ich im Begriff stehe, zu sterben, begnüge Dich mit dem Opfer meines Lebens. Solltest Du je vor Gericht gestellt werden, erinnere Dich meiner mit Schmach bedeckten Kinder, meines verzweifelnden Weibes und verlängere ihr Unglück nicht."

Am 10. März 1797 fand die Hinrichtung statt. Beide, Lesurques wie Couriol, blieben bei ihren Aussagen bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens. Allgemein klagte man die Geschworenen und die Richter an, einen Unschuldigen ermordet zu haben, und Mehrere von diesen wurden von Gewissensbissen gequält. Der

Friedensrichter Daubenton aber, welcher die Untersuchung geleitet hatte, nahm sich fest vor, nichts zu unterlassen, was zur Aufklärung dieses merkwürdigen Rechtsfalles führen könne.

Zwei Jahre waren verflossen, als Daubenton vernahm, daß ein gewisser Durochet wegen eines verübten Raubes eingefangen worden sei. Der Name erinnerte ihn an den unglücklichen Lesurques und an die Aussage Couriol's, nach welcher Durochet unter dem falschen Namen Laborde sich auf der Lyoner Post habe einschreiben lassen und der Mörder des Postschaffners geworden sei. Er wandte sich daher sogleich an die Directoren der Post mit der Anfrage, ob nicht mehrere Personen vorhanden seien, welche damals den Laborde gesehen hätten und mit Durochet confrontirt werden könnten. Es fanden sich deren in der That und diese erkannten in dem Verhafteten wirklich jenen Laborde. Nachdem der Angeklagte wegen des verübten Raubes von den Gerichten zu funfzehn Jahren Galeerenstrafe verurtheilt war, erbat sich Daubenton die Erlaubniß, ihn sprechen zu dürfen. Die Erlaubniß wurde gegeben und die Besprechung fand in einem Wirthshause des Dorfes Groisbois statt. Der Gefangene, welcher von vier Gensd'armen begleitet war, verlangte etwas zu essen, da er am vergangenen Tage nichts genossen hatte, und als Daubenton ihm den Gegenstand seiner Nachforschung bezeichnet hatte, ein Gespräch mit ihm, unter vier Augen.

Daubenton ließ, nachdem das Frühstück gebracht worden war, die Begleitung abtreten, doch so, daß er sie sogleich rufen konnte, wenn der Verbrecher Hand an ihn zu legen Miene machen würde. Bei dem aufgetragenen Frühstück befand sich nur ein Messer, das Daubenton aufnahm und sich damit ein weich gesottenes Ei aufbrach. Durochet sah ihn eine Weile fest an und sagte dann: „Herr Richter, Sie fürchten sich!"

„Fürchten?" fragte dieser ruhig, „und wen?"

„Mich!" entgegnete Durochet.

„Thorheit!“ rief Daubenton, während er sich mit seinem Ei beschäftigte.

„Und doch,“ fuhr jener mit spöttischem Lächeln fort. „Sie bewaffnen sich mit einem Messer.“

„Bah,“ sagte Daubenton, indem er ihm das Messer hinreichte. „Schneiden Sie mir ein Stück Brot ab und sagen Sie mir, was Sie mir in Bezug auf den Mord auf der Lyoner Post mitzutheilen haben.“

Muth und Entschlossenheit machen stets Eindruck auch auf das roheste Gemüth. Mit Lebhaftigkeit hatte der Verbrecher das Messer ergriffen, die ruhige Haltung des Richters entwaffnete ihn. Er legte es wieder nieder und sagte mit sinkender Stimme: „Vous êtes un brave, citoyen!“ — „Ich bin ein verlorener Mann,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Mit mir ist es aus, Sie sollen Alles wissen.“

Und jetzt gestand er Daubenton nicht allein seinen Antheil an jenem Raubmord, sondern wiederholte auch die Versicherung Couriol's, daß Dubosq ihr Mitschuldiger, Lesurques aber nie von ihnen gekannt gewesen sei. Dieses Geständniß legte er später auch vor dem Gerichte ab.

Vier Jahre nach Lesurques' Tode wurde endlich auch Dubosq eingefangen, und jetzt kam die Unschuld des Hingerichteten völlig an den Tag. Dubosq sagte, er habe an jenem Tage eine Perücke von Flachs getragen, und als man ihm eine solche aufgesetzt und ihn den früheren Zeugen aus Mongeron und Lieursaint vorgestellt hatte, erklärten diese einstimmig, daß er der Mann sei, den sie an jenem Tage gesehen hätten. Auch Vidal und Rossi wurden ergriffen, gestanden ihre Theilnahme an jenem Morde und erlitten die ihnen gebührende Strafe.

Lesurques war unschuldig, aber obgleich Daubenton und mehrere der bedeutendsten Rechtsgelehrten Frankreichs sich zu verschiedenen Zeiten sehr eifrig bemüht haben, eine feierliche Cassation des gegen

Lesurques gefällten Urtheils zu erwirken, ist es ihnen noch jetzt nicht gelungen. Erst nach der Julirevolution erhielt seine Wittwe einen Theil des confiscirten Vermögens ihres Mannes wieder, nachdem sie ihre Beschwerde vor die Kammern gebracht hatte, wobei sie namentlich durch die Deputirten des Norddepartements kräftig unterstützt ward. Madame Lesurques ist jetzt gestorben, aber der Sohn und die Tochter Lesurques', welche noch leben, haben am Sterbebette ihrer Mutter gelobt, nicht eher zu ruhen, bis die durch die Nachlässigkeit des Gerichts auf den Namen ihres Vaters gelegte Schmach wieder entfernt ist.

Dr. **Meyer.**

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Inhalt des siebenten Theils.

Diezmann, August, 1805-1869 [Herausgeber]

Nachtseiten der Gesellschaft eine Gallerie merkwürdiger Verbrechen und Rechtsfälle

Bd.: 7

Leipzig (1851)

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10395088-7